H. g. hum.
240 a

<36611188850019

<36611188850019

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
Vervollkommnung
des
menschlichen Geschlechtes

von

Adam Weishaupt
Herzogl. Sachs. Goth. Hofrath.

Erster Theil.

Non si male nunc, & olim sic erit.
Horat.

Frankfurt und Leipzig,
in der Grattenauerischen Buchhandlung
1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem Freunde

Ferdinand

Freiherrn von

Meggenhofen

in quem
Manca ruit semper fortuna

widmet

diese Blätter

als ein

öffentliches Denkmal

seiner Hochachtung und Liebe

sein ehmaliger Lehrer.

Der Verfasser.

Vorrede.

Diese Geschichte enthält die längst versprochene Fortsezung meiner Apologie des Misvergnügens und Uebels. Dies macht, daß ich auch hier die Gesprächsform beibehalten habe. Ich selbst bin mit der Einkleidung nicht zufrieden; ich sehe vollkommen ein, daß ich den ästhetischen Theil eines Dialogs beinahe gänzlich vernachläßiget habe. Doch ist es besser, als wenn ich dem Vortrag die Sache, mit welcher ich allein beschäftiget war, aufgeopfert hätte. Denn in den Umständen, in welchen ich lebe, ist das Ausfeilen meiner Schreibart unmöglich meine Sache.

Lieto nido, esca dolce, aura cortese
Bramano i cigni, e non si va in parnasso
Colle cure mordaci: è chi sempre
Col suo destin garisce, e col disagio,
Vien rocco, e perde il canto e la favella.

Diese Fortsezung würde früher erschienen seyn, wenn es meine mancherlei Schicksale früher erlaubt hätten. Dem Leser mag es vielleicht gleichgültig seyn, ob sie unter diesem oder dem vorigen Titel erscheint. Aber die Wichtigkeit des Gegenstandes schien mir diese Absonderung zu verdienen; Vielleicht hat auch das eine wie das andere nicht gleiches Interesse für jeden Leser. Der Käufer oder Verleger könnte dadurch zu Schaden kommen. Dies ist, was ich durch diese Abtheilung, die im Grund keine ist, so viel möglich verhüten wollte. Diesen Theil soll noch ein zweiter folgen, und diese Arbeit beschliessen. Möchte ich doch so glücklich seyn, mit dieser Schrift meinen Zweck zu erreichen, den Glauben an die Vervollkommnung der Welt zum Besten der Menschen allgemeiner, so wie diesen Gedanken wahrscheinlicher zu machen! Wäre es doch in meiner Gewalt gewesen, ihn meinen Lesern so anschaulich zu machen,

als ich davon überzeugt bin, als er ausgebildet vor meiner Seele liegt. Ich bin mir bewußt, daß ich solches nicht vollkommen erreicht habe; ich vermisse noch sehr vieles; manches steht mir nicht an dem Ort, wo es die beste Wirkung hervorbringen würde; manche Ideen fehlen mir noch ganz, um mein Gemälde auszuzeichnen; ich vermuthe mehr, als ich dermalen zu beweisen im Stande wäre. Aber dann liegt auch der Fehler in mir, nicht in der Sache. Diese bleibt noch immer wahr, ehrwürdig und gros. Die Schwäche des Schriftstellers kann die Grösse der Gegenstände unmöglich herabsezen. Vielleicht bin ich später selbst noch so glücklich, bei einer ruhigern Lage, nach weiteren und reiferen Erfahrungen die fehlenden Mittelbegriffe zu bekommen. Ich bitte also die Leser, zu nehmen, was ich dermalen geben kann, und sich indessen mit meinem guten Willen zu begnügen. Ich wollte über ei-

nen so wichtigen Gegenstand lieber etwas, als gar nichts sagen. Vielleicht kann dieses wenige manchen Geist wecken, dem Kenntnisse und Hülfsmittel weniger mangeln. Ich habe sodann die Steine zu einem herrlichen Gebäude geliefert, welches nur eine Meisterhand vollenden kann. Genug für mich, der ich nichts weiter als zu nüzen verlange.

Gotha den 16. Novemb.
1787.

Adam Weishaupt.

Erstes Gespräch.

Ich.

Wir nähern uns nunmehr dem schwersten Theil unsrer Untersuchung. Ich habe mich in unseren vorhergehenden Unterredungen bestrebt, dich durch Vernunftgründe von einem allgemeinen Abzwecken aller Weltbegebenheiten zu einem höchsten allgemeinsten Zweck, von der Entwiklung des Ganzen sowohl als seiner Theile ins Bessere, zur Vervollkommnung der denkenden und geistigen Kräfte zu überzeugen. Nun verlangst du von mir, daß ich dir diesen Gang aus der Welt, aus Thatsachen, aus der Geschichte selbst beweisen, und anschaulich machen soll. Ich soll die ganze Welt, alle vergangene Jahrtausende in einem einzigen Blick zusammen faßen, soll dabei bis in die kleinsten Umstände bringen, alle veranlassende Ursachen, alle dadurch gewirkte Folgen entwikeln; ich soll dir zeigen, wie die kleinste unbedeutendste Be-

gebenheit in das große miteinwirke, eingreife, wie nichts von dem andern könne getrennt werden, ohne in der Natur eine ungeheure Lücke zu veranlassen, und alles mit einemmale zu verändern. Ich soll so gar die Geschichte derjenigen Zeiten schreiben, die niemal Geschichtschreiber hatten; ich soll in wenigen Blättern die Geschichte aller Zeiten, Reiche und Menschen zusammen drängen, und dir zur geläufigen Uebersicht darstellen.

Habe ich jemal meine Schwäche gefühlt, habe ich eingesehen und empfunden, wie unendlich wir in unsern dazu nöthigen Kenntnissen zurük sind: so ist es gewis in diesem Augenblick, wo du diese Forderung an mich bringst. Was kann ich mehr thun, als vermuthen, und die äussersten gröbsten Linien nach dem Maas meiner so eingeschränkten Kräfte zu diesem ungeheuren Gemälde zeichnen, welches zu vollenden, auszubilden, die vereinigte Einsichten der größten Menschen sehr schwer und so wenig hinreichen. — Dies soll mich nicht hindern, von meiner Seite zu thun, was an mir ist. Ich kann vielleicht so viel bewirken, daß, wenn mir gleich die Ausbildung nicht gelingt, wenn sich eine und die andere falsche übertriebene Vorstellungsart mit einschleichen sollte, wenn vielleicht mancher Leser das mangelhafte auf die Rechnung meiner Schwäche schreibt, indessen doch der Hauptgedanke von der Entwiklung der Welt ins Besser

sere einigen Grad von historischer Richtigkeit erhält. So viel muß sodann doch ausgemacht bleiben, daß, wenn ich, dessen Kenntnisse so beschränkt sind, einen Gesichtspunkt angeben kann, auf welchen die Natur arbeitet, aus welchem sie herrlicher erscheint, auf welchen sich die Weltbegebenheiten ohne Zwang zurückführen lassen, mit welchem so viel Würde, Ruhe und Seeligkeit der Menschen verbunden ist, daß, sage ich, wenn ich dieses vermag, der Gedanke abentheurlich wäre, wenn ich mich bereden wollte, der unendliche Geist hätte sein Werk schlechter geordnet, als das schwache äusserst unvollkommene Bild, welches ich mir davon entwerfe. Ich kann unrecht haben, daß ich mir bei aller meiner Anstrengung die Welt doch noch schlechter vorstelle, als sie wirklich ist: aber daß ich mein Ideal übertreibe, daß die Welt sogar unter meiner Vorstellungsart seyn soll — das zu glauben — davon kann ich mich nicht überzeugen, ohne Unruhe in meiner Seele zu empfinden.

Der Zweifler.

Du scheinst nicht ohne Grund zu sprechen. So bald sich einmal alle Weltbegebenheiten unter einem gemeinschäftlichen Gesichtspunkt bringen lassen, so kann zwar dieser Gesichtspunkt falsch seyn, aber er schließt nicht eben darum einen bessern aus. Die Möglichkeit eines solchen Gesichtspunktes ist sodann erwiesen, und

die

die Wirklichkeit scheint mir eine Folge zu seyn, so bald ich Gott zum Urheber der Welt mache. Einsichtsvolleren Menschen liegt es sodann ob, das Abgängige zu ersezen, das Gemälde zu verfeinern, und das Mangelhafte deiner Vorstellungsarten zu berichtigen und zu ergänzen. Es kommt sodann darauf an, daß wir unsre Erkenntnis auf den Grad vervollkommnen, daß wir fähig werden, den einzigen und wahren Gesichtspunkt zu finden, und zu erkennen.

Ich.

Diese ganze Untersuchung hängt also von der Frage ab: hat diese Weltreinrichtung einen Zweck? Wenn alles einen Zweck hat, so muß auch diese Welteinrichtung ihren Zweck haben. Denn ich weiß nicht, wozu die Theile einen Zweck haben sollen, wenn das Ganze keinen Zweck hat? Der Zweck der Theile muß erst durch den Zweck des Ganzen bestimmt werden. Diese Theile haben diese Eigenschaften, weil sie Theile dieses und keines andern Ganzen sind, weil sie sich niemalen in dieses Ganze vereinigen könnten, wenn sie nicht diese Eigenschaften hätten. Oder können in einem gegebenen Ganzen sich Theile befinden, welche den Zweck des Ganzen verhindern?

Der Zweifler.

Unmöglich; oder wir haben kein Ganzes.

Ich.

Ich.

Es müssen also alle Theile der Welt ohne Ausnahme den Zweck der Welt befördern. — Wenn nun die Welt einen Zweck hat, etwas, wornach ihre einzelne Kräfte streben, worinn sie sich vereinigen, einen Grund, warum und wozu sie diese Eigenschaften haben, warum sie gerade so und nicht anders, nicht mehr und nicht weniger wirken; wenn alle Theile der Welt diesen Zweck befördern, so hat jeder Forscher ein gegründetes Recht sich die Frage zur Beantwortung und zum Gegenstand seiner weitern Untersuchungen vorzulegen: Wohin will dies alles? wohin arbeitet die Natur? wohin arbeiten alle Bedürfnisse, alle Betriebsamkeit der Menschen? was soll dadurch wirklich gemacht werden? wie hängt das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, mit der Zukunft zusammen? welcher ist der gemeinschäftliche Punkt, um welchen sich alle Weltbegebenheiten drehen? wenn alles Entwiklung ist, zu welchem Zwek, nach welchen Gesezen entwickelt sich die Natur?

Der Zweifler.

Aber wie soll ich es anfangen, die Zukunft zu erforschen?

Ich.

Jeder Theil der Welt stellt die ganze Welt vor; in ihm drükt sie sich ab. Wer im Stande wäre, die Bestimmungen und Eigenschaften eines einzigen kleinsten Welttheils, alle ohne Ausnahme zu erkennen, würde aus jedem Theile die ganze Welt auf eine andere Art sehen und erkennen. — Diese ist die Erkenntnis Gottes. Gott sieht in allem jedes, und jedes in allem. Wir Menschen erkennen an jedem Gegenstand in jedem Moment unsres Daseyns nur so viel als wir nöthig haben. Diese Einsicht vermehrt sich durch die Uebung und Vervollkommnung unsrer Kräfte. Jede Begebenheit der Welt, die gegenwärtig geschieht, ist im Zusammenhang mit allen übrigen gleichzeitigen, sie gründet sich in allen vergangenen, und sie ist der theilweise Grund aller künftigen. In dem Gegenwärtigen ist also schon die Zukunft enthalten, oder, das Gegenwärtige ist schwanger von der Zukunft. Diese findest du, wenn du das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichst, oder noch besser, wenn du das Vergangene zur Zukunft machst.

Der Zweifler.

Wie soll ich das verstehen? wie kann erst werden, was schon geschehen ist?

Ich.

Ich.

Lies jede Geschichte aus dem Gesichtspunkt, als ob sich das alles erst ereignen sollte; frage dich genau, ehe du weiter gehst, wenn du von den vorbereitenden und begleitenden Umständen dich genau unterrichtet hast: was müßte nach diesen vorausgehenden Ursachen, bei dieser Stimmung und diesen Charakter der in dieser Periode handelnden Personen, unter diesen rege gewordenen Erwartungen, Leidenschaften und Interessen, bei diesen sich eröfnenden Aussichten für Vergrösserung, Ehre, Macht und Reichthum, bei diesen Allianzen und Verbindungen, und Verhältnis der Völker gegen einander, bei dieser Stimmung und Denkungsart des dermaligen Zeitalters, bei dieser Verschiedenheit und Uebergewicht gewisser Stände und Personen, bei diesem Mangel oder Ueberfluß des Geldes und Nationalvermögens erfolgen? Dann, wenn du selbst geurtheilet hast lies weiter, und suche dich durch den weitern Erfolg der Geschichte zu überführen, ob du richtig vorhergesehen hast.

Der Zweifler.

Ich getraue mich zum voraus zu verbürgen, daß meine Urtheile falsch seyn werden.

Ich.

Es kann nicht fehlen, daß nicht im ersten Anfang und selbst noch einige Zeit späterhin, die Resultate unsrer Untersuchungen mit dem, was wirklich erfolgt ist, beinahe gar nicht übereinstimmen werden, aber selbst diese Fehler können dazu dienen, unsern Blick mehr zu schärfen; wir können dadurch finden, was wir genauer hätten erwägen sollen, wo der Grund liegt, warum diese von uns nicht berechnete Folge erschienen ist, welche Folgen diesem Grund eigen sind. Wir lernen also, bei einer künftigen Gelegenheit manche Umstände, die uns sehr unbedeutend waren, als wichtiger zu betrachten, und den Gegenstand selbst von allen Seiten zu beleuchten. Was kann es also schaden, wenn die ersten Versuche mislingen? wer ist jemalen ohne Fehler klüger geworden? die Uebung wird unsern Blick verfeinern, sie wird machen, daß wir nach und nach glüklicher rathen. Durch die Uebung bilden wir uns zu jedem Geschäft; selbst der Staatskluge kann sie nicht entbehren. Durch die Erfahrungen, welche sich jeder sammelt, lernen wir sogar im Privatleben diejenige Vorsicht, mit welcher wir in unsern Angelegenheiten handeln, mit welcher wir andere minder erfahrne berathen, durch welche wir manchem bevorstehenden Unglück und Misvergnügen so glücklich entgehen Warum soll es

also

also nicht möglich seyn, durch eine ähnliche Uebung das Schicksaal der Welt und der Menschen einigermassen vorher zu sehen. Dies würde um so gewisser geschehen, wenn ein philosophischer Kopf sich die Mühe geben wollte, eine Geschichte der vergangenen Zeiten, wenn es auch nur die Geschichte eines einzigen grossen Reichs wäre, nach den zurückgebliebenen Materialien so zu ordnen, daß der Leser bey gewissen Revolutionen still stehen könnte, und anbei durch das vorhergehende genug vorbereitet wäre, um auf das folgende und kommende zu schließen. Er müßte ihm alle Prämissen richtig vorlegen, um sodann von selbst folgern zu können. Wir haben noch keinen solchen Geschichtschreiber, der dies ganz genau erfüllte. Robertson nähert sich vielleicht diesem Ideal am meisten. Doch scheint er mir noch nicht ganz, was ich erwarte. Ich wundere mich um so weniger darüber, als es äusserst schwer ist, alle vorbereitende Facta mit ihren kleinsten Umständen gehörig darzustellen. Diese Schwierigkeit mag zum Theil daher kommen, daß die Specialgeschichte noch nicht zweckmäßig bearbeitet ist. Durch sie würden wir die Umstände, welche so entscheidend sind, genauer erfahren; denn für einen Geschichtsforscher dieser Art darf durchaus nichts klein oder unerheblich seyn. In dieser Welt ist im eigentlichen Verstand nichts klein oder unbedeutend, oder wir müßten annehmen, daß

es darin Theile geben könne, die mit den übrigen in keinem Zusammenhange, die überflüßig, die folglich keine Theile dieses Ganzen sind, weil sie den Weltzweck nicht befördern. Solche unnüze, überflüssige Theile, sie seyen so klein als man will, sind warlich keine Beweise eines höchsten allsehenden Geistes, der alles zur Vollkommenheit ordnet, und bauet; sie sind und bleiben immerhin kleine, eines solchen Wesens unanständige, Kurzsichtigkeit oder Uebereilung verrathende Mängel und Versehen.

Ist einmal der Leser auf diese Art gestimmt, daß er sich alles im Zusammenhang und nichts ohne Folgen denkt: so erhält jede Geschichte eine ganz neue und eigene Gestalt Alle zerstreute Theile ordnen sich nun auf einmal in ein Ganzes, alles erhält Leben und Interesse. Nun sehen wir in der Verlegung des kaiserlichen Sizes von Rom nach Konstantinopel etwas mehr als eine blosse Veränderung des Orts; in der Entdeckung von America etwas mehr als die Vereinigung zweier sich fremder Halbkugeln. Wir können die Folgen, das, was durch sie mittelbar oder unmittelbar selbst in unsern heutigen Tagen wirklich geworden ist, mit großer Genauigkeit entwickeln. Wir werden gewahr, daß diese Begebenheiten, so wie tausend andere, Veränderungen sind, wovon die Erschütterung in allen Theilen der Erde, selbst in der entferntesten Zu-

kunft

kunft gefühlt wird. — Welche waren nun die nächsten, welche die entfernteren Folgen? wie ist aus dieser Veränderung des kaiserlichen Hoflagers das Deutsche Kaiserthum entstanden? wie ist zum Theil aus den Deutschen Wäldern die weltliche Größe des Pabstthums hervorgegangen? Wenn wir jede andere Begebenheit auf diese Art in ihren entferntesten Wirkungen und Ursachen verfolgen: so müssen wir finden, wie in diesem großen, ungeheuern Gewölb der Weltbegebenheiten ein Stein auf den andern druckt; wo der Schlusstein ist; wie sich durch diesen wechselseitigen Druck das ganze Gebäude erhält; wie aus dem kleinen Schneeflocken der unbedeutendsten Begebenheit, der sich vom hohen Felsen der Zeit und Natur losreißt, im Fort- und Herrunterrollen, sich die ungeheure Masse gestaltet, welche ganze Länder zerstöhrt, und Welttheile erschüttert. Durch Auflösung dieser und ähnlicher Fragen müssen wir uns überzeugen, wie in der großen Weltmaschine ein Rad in das andere greift, wie nichts sich hindert, wie Hindernisse befördern.

Erst alsdann, wenn wir den Gang des Ganzen, und die Verhältnisse seiner Theile nach dem Maas unsrer Kräfte ergründet haben, werden wir im Stande seyn, einzusehen, näher zu bestimmen, was unser Landstrich, was wir zu erwarten haben,

was für uns sowohl, als für diesen, bleibendes, dauerhaftes Gut sey. Wir werden gewahr werden, daß sich Familien und Völker selbst zerstöhren, dort zerstöhren, wo sie an ihrer vermeinten Erhöhung arbeiten; daß ihr höchster Flor der nächste und untrüglichste Vorbote von ihrem Verfall sey; wir werden sehen wie die Waage hier sinkt, um dort zu steigen, wie das Untergehen des einen Aufleben des andern ist; wir werden entdecken, daß dieses Fallen und Steigen wesentliches Mittel zur Aufnahme des Ganzen, zur Vervollkommnung unsers Geschlechts sey; daß dieser Wechsel planmäsig geschehe; daß die Natur im politischen und moralischen, so wie in der physischen Welt nach einerlei Gesezen wirke; daß sie alle diese Veränderungen durch einerlei Kraft hervorbringe. Wir werden finden, daß sich alles in allem gründe; daß sich jede gegenwärtige Periode an eine vorhergehende anschliesse, Folge von dieser sey, und durch diese herbeigeführet werde; so wie am Ende dieses nähmliche lebende Zeitalter Quelle und Vorbereitung aller künftigen wird. — Je mehrere und allgemeinere Verhältnisse wir auf diese Art entdecken werden, um so richtiger werden wir urtheilen. Das Wohl und das Bessersenn der Theile ist der Zweck der Schöpfung und Natur. Aus diesem Wohl der Theile entsteht das Wohl und die Vollkommenheit

des

des Ganzen; und selbst dieses Ganze vervollkommnet sich nur um der Theile willen, weil es eine reichere Quelle des Vergnügens für denkende und vorstellende Kräfte werden soll, für Kräfte, welche an Ordnung und Uebereinstimmung so viel Gefallen finden Wir sind Zweck, und zugleich um unsrer selbstwillen sind wir Mittel, und wir müssen beitragen, selbst durch Unfälle und widrige Schicksale beitragen, damit auch andere werden, um diese Ordnung zu gründen, um sie immer höher und anschaulicher zu machen, um dadurch die Quellen unsers Vergnügens zu vermehren. Dies macht, daß uns die Einrichtung der Welt erlaubt, nur eine und gerade nur diejenige Rolle zu spielen, welche dieses Ganze erfordert. Erfordert dieses in der Zeit, in welcher wir leben, unsern und unsers Vaterlandes Umsturz: so werden uns keine Klugheit und Ränke, keine Vorsorge und keine Anstalten, keine Macht und kein Flehen, keine Verträge und keine Bündnisse retten.

Man glaube nicht, daß wir darum unthätig werden, und weil wir dies wissen, alle Anstalten versäumen: die Bedürfnisse werden so zweckmäßig, so dringend entstehen, daß unsre Kraft zur Thätigkeit gereizt wird. Aber hier geht es sodann, wie das Sprichwort lautet; wenn ein Kranker sterben soll, so verrückt die Vorsicht dem größten Arzt den Kopf: und

wenn ein Volk zu Grunde gehen soll, so sind immer noch so viele anscheinende Mittel zu einer möglichen Rettung, die unsre Kraft reizen, und in der grössern Verblendung der übrigen ihr stärkestes Gegengewicht haben. Wenn nach dem Plan der Vorsicht solche Zeiten erscheinen sollen, so gehen schon lange vorher unmerkbare vorbereitende Ursachen voraus; an der Spize dieser Völker tretten sodann Menschen mit einer sehr zweckmässigen Geistesstimmung auf. Diese sind durch Indolenz, Eigennuz, Aberglauben, durch das Uebergewicht von jeder andern Leidenschaft so sehr herabgestimmt, daß ihnen alles willkommen ist, was zum Verderben des Ganzen führt. Alle, welche besser rathen könnten oder würden, sind verdächtig und unwirksam gemacht; man läuft der Gefahr in den Rachen, indem man ihr entgehen will. Ueber diesen Theil der Erde liegt sodann eine Egyptische Finsternis, und das Herz seines Pharao ist verhärtet. Keine anderen Bedürfnisse, als jene des gegenwärtigen Augenblicks, werden gefühlt; gegen diese allein sucht man Hülfe, und trift Anstalten. Aber eben diese Anstalten werden den bestimmten zweckmässigen Untergang um so gewisser beschleunigen; sie sind mit in der grossen Reihe der Ursachen und Folgen als Ursachen des Untergangs, aber auf keine Art in der Eigenschaft der Rettungsmittel verflochten. Kein Reich der Vorwelt hat ewig gedauert: die Reiche der heutigen

tigen Welt sind zuverlässig einem ähnlichen Schicksaal unterworfen; so wie alles, was unter der Sonne ist, veränderlich ist, um seinem Zweck, seiner Bestimmung näher zu rücken. Jede menschliche Einrichtung führt bei ihrem ersten Entstehen schon den Keim ihrer Zerstöhrung mit sich. Alles muß sich verändern, damit es unserm Geist während seiner Dauer nicht an Vorstellung gebreche; Dinge müssen ihre erste Form verlieren, damit andere erscheinen.

Auf diese Art können wir wissen, wo die moralische und politische Welt dermalen steht. Aus dem Weg, den sie bereits zurückgelegt, müssen wir vermuthen können, welchen Weg noch ferner zu hinterlegen, welche weitere Rolle zu spielen, wir von der Vorsicht bestimmt sind.

Du sollst weiter bey jeder merkwürdigen Begebenheit und Erscheinung in dieser Welt mit deinen Gedanken verweilen, erforschen, einsehen lernen, dich in dieser Einsicht üben, dich befragen, welche Folgen sind durch diese gegebene Begebenheit hervorgebracht worden? in welchem Verhältnisse steht solche mit dem Zweck der Welt, mit der Vervollkommnung unsres Geschlechts? wohin führt sie? was und wie viel ist noch heut zu Tage sichtbare Folge davon? in wie ferne wir-

ken diese tausendjährige Begebenheiten und Einrichtungen der ältesten Welt auf unsern heutigen Zustand? wie ist dieser durch jene wirklich geworden? welche sind zwischen diesen beiden Extremen die Mittelstufen? was werden sie noch in der Zukunft veranlassen? wie haben sie sich durch diesen ihren ganzen Lauf modificirt? welche Gestalt war ihnen am günstigsten? welcher weitern Modificationen, Abänderungen, Zusäze und Einschränkungen sind sie noch weiter fähig? welche Form ist der heutigen Welt am angemessensten? was muß noch vorhergehen, um diese Idee, Grundsaz, Meinung geläufiger zu machen? durch welches Bedürfnis können die Menschen darauf aufmerksam gemacht werden? welche Meinungen schlummern, so zu sagen, im Verborgenen und Hinterhalt, lauern dort auf eine neue günstige erweckende Ursache? welchen Vortheil, Schaden wird sodann die Welt davon haben? wie verhält sich dieser Schaden, Vortheil zur Totalsumme menschlicher Glückseeligkeit, zum Wohl des Ganzen?

Der Zweifler.

Diese Fragen würden leichter zu beantworten seyn, wenn die Welt allzeit einen ordentlichen Gang hiel-

te Aber wer ist im Stande alle Zufälle und ausserordentliche Ereignisse, die so häufig kommen, richtig vorherzusehen?

Ich.

Eigentlich giebt es keinen Zufall, von dem man im strengsten Verstand sagen könnte, daß er durch gar keine vorbereitende Ursache sey herbeygeführt worden. Diese Ursache liegt meistens in dem Kleinen, das wir verachten, und vorbeigehen, daß wir unsre Aufmerksamkeit nur auf gewisse hervorstechende Begebenheiten richten, oder ihre Folgen nicht gehörig und vollständig entwickeln; kurz, in dem Einseitigen unsrer Vorstellungsart. — Laß aber auch wahr seyn, daß wir nicht alles vorhersehen können, sollen wir darum gar nichts vorhersehen, und diese Uebung gänzlich unterlassen? Thue also, so viel du kannst, und suche indessen, so weit du es vermagst, zu bestimmen, was nach dem ordentlichen Lauf der Natur bey diesen vorausgegangenen und begleitenden Umständen erfolgen mußte. Du wirst aber anbey sehr wohl thun, wenn du alle noch zu machende Entdeckungen so viel möglich in Anschlag bringst. Es kann deren noch geben, welche ganzen Welttheilen, dem ganzen Menschengeschlecht einen Umschwung geben. Die Erfindung der Schrift, der Magnetnadel, des Pulvers, der Buchdruckerei, die Entdeckung von Amerika

rika waren schon solche allwirkende sehr schwer vorherzusehende Erscheinungen. Es kann deren noch mehrere geben; die Natur und Kräfte der Menschen sind noch nicht erschöpft. Wir haben sogar in unsern Tagen erlebt, daß man endlich zu Stande gebracht, was man noch vor einigen Jahren als Thorheit und Unmöglichkeit verlacht hat. Wir haben erlebt, daß sich die Menschen selbst der Luft bemeistert haben, daß sie solche durchschiffen. Es würde eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit seyn, wenn man diese große Erfindung für unerheblich, als ein Spielwerk betrachten, und aller weitern Vervollkommnung unfähig erklären wollte. Von dem Entstehen einer Kunst bis zu ihrer größten Vollkommenheit, vom ersten ausgehohlten Baum bis zum Linienschiffe sind Jahrtausende verflossen; und ich bin versichert, daß auch diese Erfindung, die noch in ihrer Kindheit ist, zu einer Vollkommenheit gedeihen wird, durch welche noch größere nur durch diese Erfindung mögliche, noch gar nicht vermuthete Entdeckungen gemacht werden, durch welche das ganze Menschengeschlecht eine der größten Modificationen erfahren wird. Es würde sehr unphilosophisch seyn, blos nach dem gegenwärtigen zu schließen. Was hat der Geist des Menschen, wenn einmal das Bedürfnis darnach rege geworden, noch unvollendet gelassen? Wann werden wir endlich einmal einsehen lernen, daß uns

sehr

sehr mögliche Dinge unmöglich scheinen, weil die noch nöthigen vorbereitenden Mittelerfindungen mangeln? Auch diese mußt du, so viel du kannst, mit in deinen Plan aufnehmen; du mußt bedenken, welche Felder dem Erfindungsgeist der Menschen zur weiteren Bearbeitung noch frey und offen stehen.

Der Zweifler.

Wer kann dieses so genau vorhersehen, was Menschen noch fernerhin thun, oder erfinden werden?

Ich.

Freilich nicht ieder kann das, aber der vereinigten Bemühung der Menschen, demjenigen,

cui mens divinior, atque os

Magna sonaturum, des nominis hujus honorem. Erforsche zu diesem Ende die Erwartungen der Menschen sammt ihren dringendsten Bedürfnissen. Du kannst vielleicht vorhersehen, welche Strasse die entsezliche Wirksamkeit des menschlichen Geistes noch durchwandern und einschlagen werde. Jede solche Ausgabe, wäre sie auch nach deinem ersten Dafürhalten lächerlich, oder unmöglich, wird dich neue Verhältnisse, einen neuen Zusammenhang der Dinge lehren, sie wird dein Vorhersehungsvermögen schärfen und üben. Wie also, wenn die Menschen die Kunst, die Luft zu durchschiffen, noch zur höchsten Vollkommenheit bringen

sollten? wie, wenn dereinst der Anbau der Brodfrucht in Europa gedeihen sollte? welche Folgen brächte dieses in der Sittlichkeit der Menschen, im Handel, in der Staats- und Kriegskunst, in der Schiffahrt hervor? welche bisherigen Anstalten würden dadurch überflüssig und entbehrlich? welche sogar schädlich? welche neue würden dadurch nothwendig? welche Menschenclasse würde am meisten gewinnen? welche verlieren? welche allgemeine Gährung würde diese Entdeckung verursachen? welche neuen Bedürfnisse würden die so verschiedenen Stände der Menschen dadurch fühlen? welche Mittel würde ihre Schlauheit ergreifen, um dem sich daraus ergebenden Schaden auf einige Art zu begegnen? –

Der Zweifler.

Gerechter Himmel! welche Fragen? welche neue Arbeit giebst du uns zu unsern tausend dringenden Beschäftigungen hinzu? Wo sollen wir die Zeit und Muße finden, um diesen allem nachzudenken?

Ich.

Aber eben dies, daß wir für die wichtigste Gegenstände unsrer Erkenntnis so sehr wenig Zeit übrig behalten; daß die überflüssigste gedankenloseste Aemter

alle

alle unsre Kräfte erschöpfen; daß wir um des lieben Mauls willen Herz und Kopf preisgeben müssen; daß die Nahrungssorgen alle Sorgfalt für unsern Geist verschlingen: dies alles, denke, ich soll anschaulich beweisen, wie weit wir zurück, wie sehr noch von der höchsten Stuffe der Cultur entfernt sind. Es bringt wahrlich unserm Zeitalter keine Ehre, daß noch zur Stunde drei einzige Wissenschaften alle öffentlichen Stellen unter sich getheilet haben; daß diejenigen Kenntnisse, welche der Grund aller übrigen sind, Philosophie und Geschichte, ihren Mann noch nicht ernähren können; daß die Weltweisheit noch zu keinem Gewerb geworden, das hinlänglichen Lebensunterhalt verschafft, indessen der Gaukler, und der Possenreisser, und der Tänzer, und der Tonkünstler oft im Ueberfluß leben, aller Orten gesucht werden, und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erhalten. Dies beweist doch wahrlich, daß unsre Menschen mehr für den Gaumen, für ihre Augen und Ohren als für ihren Geist besorgt sind. — Die Kenntnisse, von welchen ich hier spreche, sind also nicht unmöglich. Aber wie du siehst, das Interesse fehlt, um Untersuchungen dieser Art anzustellen. Laß nun dieses Interesse entstehen, und es kann nicht fehlen, der Geist der Menschen, der noch alles erforscht hat, wozu er aufgefordert wurde, wird auch in diesem Fach, durch den Lauf der Zeit, und durch fortgesetzte

immer mehr geläuterte Beobachtungen erstaunende Vorschritte machen; er wird Wunder entdecken; diese Entdeckungen werden machen, daß Gott und die Welt dem Menschen größer und ehrwürdiger erscheinen. Tausend Gegenstände unserer Begierden werden uns dadurch gleichgültiger, vielleicht gar verächtlich werden, da wir ihren kleinen Ursprung, ihre Bestimmung zu höheren Absichten entdecken. Dies muß in den Handlungen der Menschen sehr viel ändern, und für ihre Ruhe und Sittlichkeit nicht ohne große Folgen seyn.

Wenn wir Menschen, von unsrer ersten Jugend an, den kürzesten Weg geführet würden; wenn uns sogleich, statt der tausend Umwege, der einzige und wahre Gesichtspunkt angezeigt würde; wenn wir nicht erst nöthig hätten, in unsern spättern Jahren zu vergessen, was wir in unsrer Jugend mühsam erlernet haben; wenn sodann sogleich möglich wäre, unsre ersten Irrthümer so sehr zu vergessen, als es nöthig ist, um für die Wahrheit empfänglich zu werden; wenn Eitelkeit und Unterhalt weniger die Absicht unsers Lernens wären; wenn uns nicht das Gehirn mit einer Menge von leeren Worten, unnützen Speculationen, Spitzfindigkeiten der Schule, und ganz entgegengesetzten Begriffen angefüllet würde; wenn die Menschen die Sinnlichkeit und Zerstreuung weniger lieb-

ten; wenn sie sich nicht selbst so viele unnüze Seelentödtende Geschäfte machten, auf welchen sich am Ende ganze Zweige der Erkenntnis, und eben so unnüzer Wissenschaften gründen, wovon sich ganze Stände reichlich ernähren; wenn nicht diese alle übrige Zeit hinweg nähmen; wenn wir die Kunst, unsre Zeit gehörig einzutheilen, besser verstünden, und unsere Geschäfte nicht ohne Noth vervielfältigten; wenn die Aufmunterung grösser, und das Interesse lebhafter wäre; wenn ein Mensch durch die gröste aller Kenntnisse in unsrer bürgerlichen Ordnung seinen Unterhalt finden könnte; wenn das Studium der Geschichte und Weltweisheit nicht noch immer als blose Hülfs- und Nebenwissenschaften betrachtet würden; wenn man einsehen wollte, daß sie der Grund unsrer ganzen Erkenntnis sind; wenn diese sodann weniger Gegner und Verleumder fänden, ihre Bekenner ruhigere Tage leben könnten; wenn sie eben so gut zu einträglichen öffentlichen Aemtern führen würden — wenn, sage ich, dies alles wäre: so würden wir großer Dinge fähig seyn; die Sittlichkeit und Aufklärung würden grosse Vorschritte machen; wir würden weniger Schwierigkeit finden, uns in diesen Kenntnissen, von welchen ich hier spreche, in einem sehr hohen Grad auszuzeichnen; wir würden solche Fragen sehr geläufig beantworten; wir würden vielleicht in der Zukunft, wie in einem offenen Buch, lesen.

sen. Aber so lang es so wie dermalen geht, kannst du nicht anders als Recht behalten.

Der Zweifler.

Du nennst so viele Wenn, und du machst so viele Voraussezungen, daß der Fall, von welchem du sprichst, in Ewigkeit nicht eintretten kann.

Ich.

Dieser Fall wird so gewis eintretten, als ich hier mit dir spreche. Dieser Unrath, in welchem sich unsre heutige Menschen den Kopf verderben, ihr Gedächtnis beschweren, die Zeit zu allem bessern rauben, und sich doch dabei weise dünken, wird ihnen bei einer sich immer verändernden Lage, bei einer nothwendig gewordenen neuern, auf die Umstände passenden Erkenntnis, so viele Unbequemlichkeiten verursachen, daß sie am Ende das Lächerliche ihrer bisherigen Thorheit einsehen, und alle diese unnüze, drükende Last von sich werfen, um sich besser zu berathen. Ganze Wissenschaften werden hinwegfallen, unsre Büchersäle werden ihren barbarischen Unsinn ausstossen, um den spätern ungleich vernünftigern Ankömmlingen eine besser verdiente Stelle anzuweisen. Es ist sehr kurz, daß ich lebe, und noch kürzer, daß ich denke; und nur seit dieser sehr kurzen Zeit, wie sehr haben sich die Dinge geändert? Was vor

zwanzig Jahren noch als hohe Weisheit gelehrt wurde, wird nun als Thorheit verlacht. Es wird noch mehr geschehen. Durch die neuen Situazionen des Lebens werden neue Wissenschaften nothwendig werden, und andere aus einer mehr als tausendjährigen Verachtung hervorgehen. Diese werden nach und nach alles verdrängen, was auf seichten Gründen gebauet ist; die sich mit dem Lauf der Zeit täglich häufende Menge erkennbarer Gegenstände wird uns nöthigen, alles zu vereinfachen, und das Unnüze hinwegzuwerfen. Freund! unsre Bedürfnisse, unsre Hofnungen und Aussichten sind die besten Reformatoren. Von diesen können wir mehr erwarten, als von aller Unterstüzung der Großen; denn eben diese Bedürfnisse werden dieser selbst nicht schonen, und von ihnen erpressen, was sie dermalen noch verweigern. O! die Zeit ist ein großer Arzt! keine Krankheit der Seele ist so hartnäckig, daß sie ihrer Heilart widerstehen könnte. Kaum erscheint in unsern Tagen ein mässiges juristisches oder theologisches Werk, da noch vor wenigen Jahren die Welt mit Folianten aus diesen Wissenschaften überhäuft wurde. Und selbst das wenige, was noch in diesen Fächern geschrieben wird, erscheint in dem Zuschnitt des Zeitalters, im neumodischen Kleid, und bahnt der Geschichte und Weltweisheit immer mehr den Weg. Nur erst seit kurzem fangen wir an, Materialien zu sammeln. Un-

sern spätern Nachkommen ist es vorbehalten, solche zu ordnen, Schlüsse zu ziehen, die Anwendung zu machen, und sodann weiter zu rücken. Wir müssen noch mehr sammeln und beobachten, ehe wir dauerhafte Systeme aufführen. Bishieher rathen und vermuthen wir nur; das ist alles, was wir können. Was können wir also von dem Gang der Weltbegebenheiten wissen, wir — die wir kaum angefangen haben, aus der Geschichte etwas mehr als die Entscheidung rechtlicher Fälle und Denksprüche, oder bei Gelegenheit unsrer critischen, antiquarischen und philologischen Untersuchungen, die Erläuterung dunkler Stellen älterer Schriftsteller zu lesen? Voltaire war so zu sagen der erste Geschichtschreiber, der eine Geschichte der Menschheit geschrieben hat. Ich verzeihe dem Mann manche Unrichtigkeit seiner Erzählungen um des Geistes willen, welchen er in die Geschichte gebracht hat. Vor ihm war die Staatswissenschaft der höchste Gesichtspunkt der Geschichte. Seit ihm finden wir noch mehr darinn. Wir halten nun alle Nationen aller Zeiten zusammen, und nun lesen wir die Geschichte unsers Geschlechts, die Entwicklung unsers Geistes. — Wir werden noch kühner: wir vergleichen das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, und wir schließen von dem, was geschehen ist, von dem, was wirklich geschieht, auf das, was noch dereinst geschehen soll.

Der Zweifler.

Wir würden hierinn weiter kommen, wenn es möglich wäre, an den Geheimnissen der Höfe Theil zu nehmen.

Ich.

Von dem was nach Jahrtausenden für die Welt, für das Menschengeschlecht erfolgen soll, kann ein aufgeklärter, unbefangener, philosophischer Geschichtsforscher schon allein aus den kundgewordenen Thatsachen weit richtiger urtheilen, als mancher große Staats- und Geschäftsmann. Dieser leztere begeht meistens den sehr großen Fehler, daß er Welt und Menschen zu einseitig, aus einem zu engen Gesichtspunkt beurtheilt, ganz in der Beziehung auf das, wovon seine Seele voll ist, auf das Schiksaal seines Staats. Dieser ist ihm die Welt, der höchste Gesichtspunkt, den er hat; was darüber ist, scheint ihm nicht besser als Thorheit. Alles übrige sieht er mit geringerer Theilnehmung und schwächer. Der Mann, dem die Vervollkommnung der Welt und des Menschengeschlechts ein utopischer Einfall heißt, der seinen Staat nicht als einen weiter untergeordneten Theil eines größeren Ganzen betrachten kann, der folglich die ersten und nothwendigsten Prämissen einer Welt- und Menschengeschichte läugnet, — ein solcher

Mann kann niemalen die sich daraus ergebenden Folgen ziehen; er wird falsch schließen und urtheilen; oder vielmehr, er wird über seinen Staat hinaus nichts weiter sehen, weil er nichts weiter vermuthet. Nicht so der philosophische Geschichtforscher Dieser urtheilet aus vorliegenden, unläugbaren Thatsachen; er verglei ; er schließt von Folgen auf Ursachen, von Ursachen auf Folgen; von dem, was bisher geschehen ist, auf das, was nach Jahrtausenden für die Welt, für alle Menschen geschehen soll; er, der ein größeres Ganzes vor sich hat, kann, sich leichter mit großen Begebenheiten begnügen. Der Staatsmann kann richtiger urtheilen, was nach 20, 50, oder hundert Jahren in Beziehung auf seinen Staat, oder auf andere Länder, mit welchen sein Land in einem nähern Verband steht, geschehen werde. Dazu nützen ihm seine geheimen Papiere, die er vor allen andern benutzen kann. Aber wenn die Blicke des Staatsmannes zugleich weltbürgerlich sind, dann erst entsteht der Geist, der der fernsten Zukunft den Schleier hinwegreißt, und vom Schicksal der Welt, Menschen und Nationen, wie von einer gegenwärtigen Thatsache spricht. Nun auf deine andern Einwürfe auch eine Antwort.

Wenn du keine andere Beschäftigung hast, so bleibt diese noch immer die beste. Du lernst dadurch von

Zeit

Zeit zu Zeit neue Verhältnisse kennen; du überzeugst dich immer näher von der seligsten aller Lehren, von dem Zusammenhang und der Güte der Welt. Du lernst doch einsehen, was darum dermalen noch vorhanden ist, weil keine Brodfrucht gebauet, weil die Luft von Menschen nicht durchschift wird. Du lernst die Folgen des Akerbaues kennen, was sich auf diesem ganz allein gründet, was mit diesem verloren gienge. Und wenn auch eine Menge falscher eingebildeter Schlüsse mit unterlauft, was liegt daran? Sind denn die Menschen jemalen in irgend einer Sache zur Wahrheit gelangt, ohne zuvor alle damit verwandten Stuffen des Irrthums zu durchlaufen? — Oder wenn dir dieses zu weit herüber geholt scheinen sollte, hier sind die Aufgaben verändert, wie du sehen wirst. Wäre wohl nicht im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert die Aufgabe von den Folgen der Entdeckung eines vierten Welttheiles in den Augen der dortmaligen Zeitgenossen eine lächerliche, oder wohl gar rasende Aufgabe gewesen? Nun haben sie statt der Menschen Natur und Geschichte auf eine unwiderlegliche, unnachahmliche Art beantwortet. Wie oft soll unsre Trägheit noch lachen? Wie oft sollen wir noch durch Thaten überführt werden, daß wir nur begreifen können, was vor unsern Augen liegt, daß wir sehr gut empfinden, und sehr wenig vorhersehen?

 Oder

— Oder wenn dir auch dieses nicht gefallen sollte, so laß uns bei einer Thatsache stehen bleiben, erwähle diese zu deiner Uebung.

Durch welche Veranlassung sind nach und nach diese großen, stehenden, disciplinirten Armeen entstanden? in wie fern haben solche unsre Staatsverfassungen geändert? welche ferneren Anstalten wird ihr Unterhalt nothwendig machen? werden sie allzeit seyn? welche Umstände, welches Bedürfniß könnten ihnen gefährlich werden, und den Untergang bringen? wie wird dieses Bedürfniß geweckt, und herbeigeführt werden? was wird dieses sodann unter Völkern, im Gleichgewicht von Europa, in der Industrie der Menschen, in der Verschiedenheit der Stände, im Handel, Sittlichkeit, in jeder Staatsverfassung selbst, für Folgen herfürbringen? welche Leere würde diese Abänderung verursachen? wodurch würde diese Lücke ersezet werden?

Solche Aufgaben entwöhnen den Menschen von dem unphilosophischen Wahn, als ob das alles, was heut ist, allzeit gewesen wäre, allzeit und in Ewigkeit seyn müßte; sie belehren, daß alles ein Kind der Zeit und der Umstände sey, sie führen uns auf die Veranlassung und Entstehung von jedem Ding, und zeigen

gen es unter jeder Form, die es durchlaufen muß. Sie belehren uns anschaulich, daß, wie sich der Grund von jedem Ding verändert, alles, was sich darauf gründet, ebenfalls verändern müsse. Sie demüthigen den Stolz mancher Stände, die sich aus einem thörichten Irrthum mit der Welt gleich alt denken, und von ihrer weitern Dauer als untrennbar betrachten. Wer das Niedrige seiner Entstehung weiß, und seinen bestimmten Untergang vorhersehen kann, der muß geneigter werden, andere mit grösserer Mäßigung und Bescheidenheit zu behandeln. Auf diese Art lehren diese Uebungen jeden einsehen, daß die Vorrechte aller Stände auf einer Unvermögenheit und Schwäche, oder freiwilligen Anerkennung der Menschen, auf den Vortheilen, die ihnen durch diese Anerkennung zugehen, allzeit beruhen. Sie lehren also auch einsehen, daß manches durch den Lauf der Zeit zum Schaden gereichen könne, was seinen Ursprung nur Wohlthaten zu verdanken hat. Sie gründen noch ferner eine Fertigkeit, eine Menge von Begebenheiten in einem einzigen Blick zu überschauen, die entferntesten Folgen vorherzusehen. Sie unterrichten und belehren uns, alles Uebel mit Erfolg bei der Wurzel anzugreifen, statt den schädlichen Hauptstamm stehen zu lassen, und nur einige Nebenzweige zu behauen. Sie beweisen endlich, daß nicht jeder unmittelbarer Vortheil wahrer Nuzen, so wie nicht je-

 der

der unmittelbarer Schaden wahrer Schaden, sondern beides erst durch die entfernteren und lezten Folgen werde. — Dieses Untersuchen, dieses Forschen in dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge wird deine Begierden ordnen, wird dich mit der Welt aussöhnen, die Quellen deines Vergnügens und deiner Glückseeligkeit vermehren, deine Schmerzen vermindern, und das Schwarze deiner Einbildungskraft verscheuchen. Es wird dich überzeugen, daß alles, was moralisch gut oder böse ist, sich nach dem Standort richte, aus welchem man die Welt überschaut; daß die engeren Interessen die Quellen unsers Misvergnügens sind; daß in Rücksicht auf das Ganze nichs böse, alles gut, alles größte Harmonie und Ordnung sey — So viel liegt daran, ein Prophet des Vergangenen zu seyn. Um die Zukunft zu wissen und zu erforschen, muß diese Uebung vorhergehen, denn die Zukunft ist nicht schwerer, als das Vergangene zu errathen. Bei dem ersten schliesest du von der Ursache auf die Folgen; bei dem lezten von den Folgen auf die Ursache. Wer den Zusammenhang der Dinge kennt, schließt von dem einen so gut als von dem andern, und auf diese Art bilden sich die Seher; sie dringen in die Zukunft, indem sie das Gegenwärtige mit dem Vergangenen vergleichen. Alle Weissagung ist im Grunde nichts weiter, als die Erwartung ähnlicher Fälle, als ein sehr geschärftes Vorhersehungsver-

vermögen, als richtige Erfahrung und Klugheit. Sie gründet sich wie diese, auf der Voraussezung, daß ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen, daß jede Folge ihrer Ursache ähnlich ist, und sich mit dieser verändert. Dies kannst du wissen ohne alle kabbalissische Zeichen und Zahlen, und deine Aufmerksamkeit und dein Forschungsgeist werden bei dir die Stelle unsichtbarer übernatürlicher Wesen vertretten, von welchen du vergeblich erwartest, was du ungleich besser durch dich selbst, durch die Uebung und Anstrengung deiner Kräfte erhalten kannst. Alles beruht auf den Grundsäzen, von welchen du ausgehst.

Der Zweifler.

Welche sind aber diese Grundsäze?

Ich.

Du mußt dich überzeugen, daß in der Welt nichts ohne Ursache und Vorbereitung geschehe; daß alles darinn bloße Entwicklung einer primitiven von Gott gegebenen Anlage sey; daß in dieser ersten Weltbegebenheit, in dieser ersten Entwicklung der Kräfte der Grund liege, warum unter so vielen andern möglichen nur diese und keine andere Folge sichtbar geworden; daß die dritte und vierte, so wie alle übrigen folgenden Begebenheiten, das Ver-

gangene, Gegenwärtige und Künftige wesentliche Folge dieser ersten Anlage sey, nichts weiter, als eine Reihe von Folgen und Ursachen; daß diese Anordnung der Welt die beste, und folglich die einzige mögliche sey; daß also, wenn wir uns nicht in Spizfindigkeiten der Schule verwickeln wollen, alle möglichen Dinge, wo nicht in der That, doch in ihrer Ursache wirklich sind; daß also alles, was nicht wirklich ist, unmöglich sey, und zu keiner Zeit wirklich werden könne; daß sich mit einer andern primitiven Anlage die ganze Succession der Welt, und ihrer Theile würde geändert haben; daß also in diesem einzigen ersten Datum der Grund der spätesten Zukunft unausbleiblich mittelbar oder unmittelbar enthalten sey; daß alles gegenwärtige mit allem gleichzeitigen, folgenden und vorhergehenden auf's genaueste zusammenhange; daß es in der Welt keine kleinen, und noch um so weniger große, isolirte Begebenheiten gebe; daß der unendliche Reichthum und Vorrath der Natur ihr nicht gestatte, sich blos unter anderen Namen zu wiederhohlen; daß ihr sicherer Gang vom kleinsten, zum minder kleinsten durch unmerkliche Abstuffungen zum Größern ohne allen Sprung fortschreite; daß Individua sowohl

als das Ganze diesen Gang genau beobachten; daß einige der ersteren schneller vorrücken können, indem das Ganze zurück bleibt; daß der Vorschritt des Ganzen erst durch unzählbare Vorschritte der einzelnen Theile merkbar ist, und dadurch den Anschein eines Sprungs und einer Lücke veranlaßt; daß also in der Natur in den Theilen sowohl als in dem Ganzen jeder vorhergehende Zustand nur Vorübung sey, um einen weitern beßern hervorzubringen; daß also in der Natur durchgeheuds aus der unendlichsten Mannichfaltigkeit die erstaunlichste Einheit hervorleuchte.

Der Zweifler.

Dies sind starke Voraussezungen.

Ich.

Und doch sind sie wahr.

Der Zweifler.

Du berufst dich hier durchaus auf Säze, welche alle eines weiteren Beweises benöthiget sind.

Ich.

Welche sind diese Säze?

Der Zweifler.

Daß alles seinen Grund, seine Folgen, seinen Zweck habe; daß alles im Zusammenhang sey; daß keine Ursache von ihrer Wirkung könne getrennt werden; daß diese einander durchaus ähnlich seyen; daß nichts ohne Sprung geschehe; u. s. w.

Ich.

Du nennest Grundwahrheiten, welche sich durch Vernunftgründe sehr gut beweisen lassen. Diese sind aber zum Theil zu abstrakt, als daß ich dir hier die dazu nöthige Anstrengung verursachen wollte. Dies soll bei einer andern Gelegenheit für alle, welche dazu Lust und Fähigkeit haben, in einer eigenen Abhandlung geschehen. Hier liegt mir ob, dir die Thatsachen so vor Augen zu legen, den Gang der Welt so darzustellen, daß du ohne grosse Anstrengung alle diese Säze von selbsten davon absondern kannst. Die That selbst soll dich überführen, daß wir sowohl, als die Welt uns zur Vollkommenheit entwickeln.

Der Zweifler.

Dann, sollte ich glauben, müßten wir einige und zwar merkliche Spuren dieser wachsenden Vollkommenheit gewahr werden. Unser Zeitalter müßte in jeder Rücksicht alle vorhergehenden an Vollkommenheit übertreffen. Wir selbst müßten einsichtsvoller, lischer, besser als unsre Vorgänger seyn.

Ich.

Dies sind wir auch.

Der Zweifler.

Welche Zauberin doch unsre Einbildungskraft ist! Was wir nicht gewahr werden, wenn wir uns vornehmen, etwas zu sehen, was nicht ist!

Ich.

Wie so?

Der Zweifler.

Zeige mir, wenn du kannst, diese höhere Sittlichkeit und Vervollkommnung? wo soll ich sie finden?

Ich.

Allenthalben, wo du nur deine Augen hinwenden willst. —

Der Zweifler.

Gut; So laß uns zum Beweis den Anfang mit denjenigen Ständen machen, bei welchen man die größte Verfeinerung mit Grund zu erwarten hat. — Bei den höhern Ständen, bei Hof- und Weltleuten.

Ich.

Wie du willst. —

Der Zweifler.

Wenn unter diesen wahre Sittlichkeit und Aufklärung wäre, so müßte man bei solchen diejenigen

Wir-

Wirkungen gewahr werden, welche nach deiner eigenen Aeusserung natürliche Folgen dieser beiden sind: — Geselligkeit und Liebe aller Menschen, Mässigung ihrer Leidenschaften, innerliche Ruhe, Zufriedenheit mit ihrer Lage und Stand, höchste Läuterung der Absichten, Uneigennüzigkeit, Schonung und Achtung anderer, Selbstverläugnung, Ergebung in den Willen der Vorsicht. Diese müßte man finden?

Ich.

Ganz gewiß; wenn sie den höchsten Grad der Cultur schon erreicht hätten.

Der Zweifler.

Nun was finden wir statt dessen? Du mußt finden, daß sich ihre Geselligkeit selten über ihres gleichen erstreckt, selten weiter, als die Bedürfnisse wechselseitig sind, wo Geld und Macht weniger vermögen. Sie bitten und äußern Liebe, wo sie nicht befehlen oder die Dienste anderer erkaufen können. Und selbst hier ist der Zwang sichtbarer, als die Natur. Diese zuvorkommende Höflichkeit, diese Freundlichkeit ist vielmehr eine Art von List, eine Schlinge, welche man der Guthmüthigkeit derer legt, welche man braucht, um zu irgend einer Absicht zu gelangen. Das Herz weiß von dem allem nichts; das innerliche Wohlwollen mangelt; Hab- und Herrschsucht

usurpiren die Aussenseite der Liebe, und verbergen sich unter der Hülle der Urbanität, sobald die Gewalt weniger vermag. So wie der Zweck erreicht ist, werfen sie die Masque von dem Gesicht und erscheinen dem, der ihnen nöthig war, in ihrer wahren Gestalt. Dieser sieht sich sodann getäuscht. Solche Erfahrungen machen am Ende klug. Der hintergangene Theil fängt an, durch diese Täuschung zu sehen. Er kehrt die Waffen gegen den Feind; er fühlt, daß ihm diese Täuschung zu seiner Erhaltung und Vertheidigung nicht minder nothwendig ist. Nun ergreift dieses Uebel auch niedrigere Stände: alle Offenheit geht verlohren; es entsteht ein unaufhörlicher Kampf von List gegen List. Leere Worte, Verbeugungen und Versicherungen ohne Ende und Namen, bloße Gebehrden, Affektation und Grimassen, Heuchelei und Verstellung tretten an die Stelle der Offenheit und des Wohlwollens, und verrathen denjenigen, der zu feig ist, um öffentlich zu schaden. Du glaubst Herzensfreunde zu sehen; sie küssen und umarmen sich, indem sie sich verfluchen, und den Sturz und Untergang geschworen haben. Hier entsteht sodann das, was so sehr gefällt, was so viele Nachahmer und Bewunderer findet, was man Weltgebrauch nennt.

Quel parlar facondo lusinghiero e scorto
Pieghevoli costumi, e vario ingegno

al finger pronto, nell' inganar accorto,
gran fabro di calumnie, adorne in modi
Nuovi, che sono accuse, e p. jon Lodi.

Dies also, was die Welt Gefälligkeit und Artigkeit nennt, hat nichts weniger als wahre Güte des Herzens zum Grund. Sie hindert vielmehr durch das Steife, durch die Zurückhaltung, welche durch sie nothwendig wird, alle wahre Geselligkeit, Liebe und Vertrauen. Diese Artigkeit hat der fadesten, willkührlichen Unterscheidungen so viele erfunden, so viel über Höflichkeit raffinirt, daß sie zum Hauptstudium, und zum ersten Gegenstand unsrer heutigen Erziehung, und zugleich zu einer neuen Quelle des bittersten Hasses, des Streits und der Zwietracht geworden. Diese Artigkeit ist die leere Hülle von dem, was wir eigentlich seyn sollten. Dieser Honig im Mund kommt niemalen aus dem Herzen. Da thronen Schadenfreude, Verleumdungssucht, Neid, Bitterkeit, und Galle. Wir wollen andere hinterlisten, wir wollen durch unser Betragen für etwas angesehen werden, was wir nicht sind; wir wollen uns unterscheiden, und unsre Mitwerber übertreffen. Wir sind herablassend aus Stolz; unser feineres Betragen soll andern unsre bessere Abkunft beweisen; andere, an deren Beifall uns gelegen ist, welche zu schwach sind, als daß sie den Menschen nach seinem innern Werth beurtheilen könnten, sollen nicht

gewahr werden, daß wir mit jenen Ständen und Classen gelebt haben, welche die Verachtung und Geringschätzung der höhern Stände erfahren; diesen wollen wir durchaus gleich seyn, bei ihnen Zutritt erhalten, ihre Achtung verdienen. — Diese sind die wahren Gründe, warum Menschen aus dem Mittelstand die Manieren der höheren nachäffen, und wohl gar zu ihrem Hauptgeschäft machen. Dies ist, was sie suchen; sie wollen sich an die Höfe drängen; und erst diese Höfe, was sind sie? Man beschreibt sie als die ächte Schule der Artigkeit und Sitten; und wenn wir näher treten, was werden wir gewahr: — kriechende Schmeichelei, blinde Gefälligkeit gegen die Leidenschaften der Fürsten, und ihre Günstlinge, Gefühllosigkeit gegen alle Regungen des Gewissens und der Menschlichkeit, Taubheit gegen die Stimme aller Pflichten, unerschrockene Unverschämtheit, sich selbst Verdienste und Talente beyzulegen, die man nie gehabt hat, fertige Bereitwilligkeit, jedes Bubenstück zu begehen, welches eine Stuffe zu unsrer Erhöhung werden kann. *) Ein Fürst, der unter sol-

*) L'ambition dans l'oisiveté, la bassesse dans l'orgueil, le desir de s'enrichir sans travail, l'aversion pour la verité, la flatterie, la trahison, la perfidie, l'abandon de tous ses enga-

solchen Menschen lebt, deren jeder sich seiner bemeistern will, der nichts als tief gebeugte Nacken unaufhörlich um sich sieht, dessen Leidenschaften und Phantasien alles um ihn herum schmeichelt, der nie oder selten die Wahrheit hört, und nur von Schmeichlern und Bewunderern belagert ist, vor dem sich alle übrige Größe beugt, der vernichten kann, wenn er will, dem alles sagt, daß sein Wille sein Recht sey — ein solcher Fürst muß mehr als ein Mensch seyn, wenn er nicht verderbt werden soll, wenn er nicht glauben soll, daß er ein Wesen von höherer Art sey, daß alles um seinetwillen geschaffen sey. Er muß unter die Wilden gehen, wenn ihn sein Irrthum verlassen soll.

Dort

gagemens, le mèpris des devoirs du citoyen, la crainte de la vertu du prince, l'esperance de ses foiblesses, & plus que tout cela, le ridicule perpetuel jetté sur la vertu, forment, je crois, le caractere du plus grand nombre de courtisans, marqué dans tous les tems & dans tous les lieux; or il est trés malaisé, que la pluspart des principaux d'un état soient malhonnetes gens, & que les inferieurs soient gens de bien; que ceux-la soient trompeurs, & que ceux-ci ne consentent á n'etre que dupes.

MONTESQUIEU. Esprit des loix L. III. Ch. 5.

Dort allein kann er einsehen, wie wenig die höchste äusserliche Grösse ist, wenn sie von andern nicht als solche erkannt wird; dort muß er finden, was er in der That ist, welche Vorzüge unter keinen Umständen können geraubt werden, welche Güter unabhängig von dem Urtheil der Menschen sind.

Wir würden uns irren, wenn wir glauben wollten, daß die Höfe allein die Quelle und der Siz dieser falschen Verfeinerung seyen. Es ist zwar wahr, daß ein Hof- oder Weltmann jeden grossen Gedanken und selbst die Tugend für nichts weiter als Schwärmerei und Verstellung ansieht und betrachtet; daß er, wenn sie nicht blosse Masque ist, um die innere Häßlichkeit zu verbergen, eine Art vom Lächerlichen auf jeden wirft, der ihren Vertheidiger machen, oder sie wohl gar noch verbreiten will. Es ist wahr, daß er sehr geneigt ist, seine Pflicht seinem Vortheil und das Recht der Politik zum Opfer zu bringen; aber sag einmal, wo sollen wir uns hinwenden, um etwas besseres und erfreulicheres zu sehen? Allenthalben stossen wir auf Schwelger und Wohllüstlinge, auf falsche Freunde, ungerechte Richter, auf Mächtige und Reiche, die nicht minder eine Art von Hof um sich versammelt haben, Leute, welche von ihnen abhangen, die von ihnen hoffen, oder fürchten, welche sie bewundern und verderben, welche durch

ihre niederträchtige Schmeicheleien ihr Selbstgefühl auf den Grad erhöhen, daß sie ihnen am Ende den Kopf verrücken, und in ihrer Seele den schädlichen und betrüglichen Glauben erwecken, als ob sie wirklich wären, was der Schmeichelei gefällig war, aus ihnen zu gestalten. — Selbst in den Republiken, was werden wir besseres gewahr? auch hier giebt es eine Gunst, um welche man buhlt. Was in der Monarchie der Fürst ist, das ist hier das Volk oder der Senat. Und in der That scheint der ganze Unterschied zwischen der republikanischen und höfischen Falschheit darinn zu bestehen: daß man in Republiken genöthiget ist, die ganze Form der tugendhaften Sitten anzunehmen; da man hingegen an Höfen genug gethan hat, wenn man den Lastern, welche des Fürsten Beispiel adelt, oder wodurch seine Absichten befördert werden, tugendhafte Namen giebt. Allein im Grunde ist es nicht ekelhafter, einen hüpfenden, schmeichelnden, unterthänigen Schurken zu eben der Zeit, da er sich vollkommen bewußt ist, nie eine Ehre gehabt zu haben, oder in diesem Augenblick in Begriff ist, wofern er eine gehabt hatte, sie zu verlieren — von den Pflichten für seine Ehre reden zu hören: als einen gesezten, schwerfälligen, gravitätischen Schurken zu sehen, der unter dem Schuz sei-

ner

ner Nüchternheit, Eingezogenheit und pünktlichen Beobachtung aller äusserlichen Formalitäten der Religion und der Geseze, ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen ist, welche anders denken, als er, oder nicht zu allen seinen Absichten helfen wollen; und sich nicht das mindeste Bedenken macht, sobald es seine Konvenienz erfordert, eine gute Sache zu unterdrücken, oder eine böse mit seinem ganzen Ansehen zu unterstüzen. Unpartheiisch betrachtet, ist dieser noch der schlimmere Mann, denn er ist ein eigentlicher Heuchler: da jener nur ein Komödiant ist, der nicht verlangt, daß man ihn wirklich für das halten soll, wofür er sich ausgiebt, sondern vollkommen zufrieden ist, wenn die Mitspielenden und Zuschauer nur dergleichen thun, ohne daß es ihm einfällt, sich zu bekümmern, ob es ihm Ernst sey oder nicht. *)

Dies wäre also unsre Aufklärung? dies wären ihre Früchte? dies wären die schönen goldenen Zeiten, von welchen du träumst? nenne sie lieber mit Juvenal das neunte Alter der Welt:

*) Wielands Agathon 10 B. 6 Kap.

— — — pejoraque saecula ferri
temporibus, — — — —
— — — quibus non invenit ipsa
Nomen; & nullo posuit natura metallo.

So weit wären wir seit Jahrtausenden gekommen? wie ungleich besser lasse ich mir dagegen die erste einfältige Unwissenheit unsrer Voreltern gefallen? Wozu sehen wir heller, wenn unser Herz verderbter wird, wenn alle wachsende Einsicht zu nichts weiter dienen soll, als die Macht und den Einfluß zerstöhrender Leidenschaften zu befördern, die Unterdrückung und das Elend des ungleich grössern Theils zu vermehren, feiner zu betrügen, und schändlichen Dingen eine schönere Aussenseite und tugendhafte Namen zu geben?

Ich.

Du glaubst sehr viel bewiesen zu haben, und du hast nichts bewiesen. Ich gestehe dir ein, unser Sittenverderbnis ist groß, terra malos homines nunc educat, atque pusillos; und doch folgt nicht daraus, was du zu folgern scheinst. Es folgt auf keine Art, daß wir schlechter und unvollkommener, als unsre Voreltern sind, daß sich die Welt wirklich verschlimmert habe. Tausend Menschen werden durch diesen betrüglichen Anschein geblendet, tausende derselben werden dir ihren vollen lautesten Beifall auf keine Art verweigern. Sie sind vollkommen überzeugt, daß

die Lehre von der Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch diese Vorstellungen vom Grund aus wiederlegt sey; sie erwarten nichts weniger, als daß sie alle Verfechter dieser Meinung zu einem ewigen Stillschweigen gebracht haben. — Aber es ist auch nur der erste Anschein, und nichts weiter. Dies ist alles, was sie für sich haben. Die Sache selbst spricht nach genauer Untersuchung gegen sie.

Der Zweifler.

Laß sehen, was du diesen unläugbaren Thatsachen entgegen stellen kannst?

Ich.

Das, was du hier so sehr verabscheuest, sind bloße Reste einer noch nicht gänzlich gebändigten Wildheit und Trägheit, Folgen einer nur halbgeläuterten und ausgebildeten Vernunft, Vorübungen und Bedingnisse, ohne welche alle noch fernere höhere Leuterung ganz unmöglich wäre. Es sind die Mittelstuffen, die zur endlichen Ausbildung führen, durch die höheren und weiteren Bedürfnisse, welche sie am Ende nach und nach erwecken. — Der Mensch in den Wäldern, und der verderbteste Wohllüstling unserer Hauptstädte sind doch wirklich zwei ganz verschiedene Wesen, an welchen sich die sehr ungleichen Spuren ihrer Kultur unmöglich verkennen lassen?

Der Zweifler.

Nicht ganz, wie du glaubst. Es läßt sich noch mit großem Grund zweifeln, ob diese erste rohe ungebildete Natur unserer städtischen und höfischen Arglist und Weichlichkeit nicht unendlich vorzüziehen wäre? Wenn der Wilde weniger Einsicht und Tugenden hat, so hat er auch dann, gewiß weniger Irrthümer und Laster. — Wie kann eine so schädliche ganz eigennüzige Stimmung, eine so überdachte rafinirte Bosheit den Namen von Geistesentwiklung, von Vollkommenheit verdienen? Hier wäre offenbarer geflissentlicher Misbrauch dieser Worte.

Ich.

Laß uns noch so arg und verderbt seyn. Doch sind wir vollkommen, wenn wir uns gegen unsre Vorgänger vergleichen.

Der Zweifler.

Da gilt sodann der Eigensinn statt der Gründe, aber wer wird dadurch überzeugt?

Ich.

Dieser Eigensinn beruht auf Gründen, welche schwer zu wiederlegen sind. Du sollst sie vernehmen, und ich hoffe, sie sollen dich befriedigen, und deinen Unglauben besiegen.

Wenn ich dir beweisen soll, daß unsre heutige Menschen vollkommner sind, als jene der vorigen Zeiten, so wird es nöthig seyn, daß wir uns eher vergleichen, worinn eigentlich diese Vollkommenheit bestehen soll. Es wird nöthig seyn, daß wir ein Ideal aufstellen von dem, was der Mensch seyn könnte, und sollte; daß wir sodann unsre so wie die vorhergehende Menschen gegen dieses Ideal halten und vergleichen, um die Stuffe ihrer beiderseitigen Vollkommenheit mit einiger Genauigkeit zu bestimmen.

Der Zweifler.

Dies scheint nothwendig zu seyn, oder wir streiten ohne uns zu verstehen. Was nennst du nun Vollkommenheit des Menschen, der menschlichen Natur?

Ich.

Jeder Mensch, so wie jedes Wesen der Natur, hat Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte. Es läßt sich sehr wohl vermuthen, daß ihm diese sämmtlich um irgend eines Zwecks willen gegeben seyen?

Der Zweifler.

Ganz gewiß. Diese Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte sollten sich entwickeln, sie sollen wachsen, der Mensch soll durch ihren Gebrauch ruhiger, zufriedner und glückseliger werden.

Ich.

Aber diese Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte sind nicht von gleicher Art, unter solchen finden wir einige, welche der Mensch mit andern Wesen, besonders mit Thieren gemeinschäftlich besizt; andere sind ihm ganz allein eigen, sie sind das unterscheidende seiner Art; sie allein machen, daß der Mensch ein Mensch und kein Thier ist. Unter diese leztere gehören, wie es mir scheint, das Vermögen sich nach deutlichen Vorstellungen zu bestimmen, das Vermögen entferntere Folgen vorherzusehen, Verstand, Wille, Vernunft?

Der Zweifler.

Ohne Widerrede.

Ich.

Könnten wir einen Menschen vollkommener nennen, dessen niedrigere thierische Kräfte ganz allein eine Ausbildung erhalten hätten?

Der Zweifler.

Auf keine Art. Wir erhielten dadurch nichts weiter, als den Begrif eines vollkommenen Thiers. Sollen wir einen gegebenen Menschen vollkommen nennen, so muß das, was an ihm das unterscheidende ist, zur Entwicklung und Ausbildung gekommen seyn.

Ich.

Der vollkommenste Mensch würde also wohl derjenige seyn, dessen Verstand, Wille und Vernunft am meisten entwickelt sind? Nun wird es darauf ankommen, daß wir genau wissen, welcher Verstand, Wille, und welche Vernunft am meisten entwickelt sind?

Der Zweifler.

Dieses zu bestimmen, sollte, wie ich denke, nicht schwer fallen. Wer die meisten Gegenstände, die meisten Beziehungen und Verhältnisse der Dinge mit der wenigsten Undeutlichkeit und Verwirrung, in der richtigsten Beziehung auf seinen Zustand und Bestimmung erkennet, dessen Verstand muß der vollkommenste seyn. Wer die größte, meiste, und entfernteste Folgen und Verbindungen vorhersehen kann, dessen Vernunft hat sich, wie mich dünkt, am stärksten entwickelt.

Ich.

Und worinn wollen wir die Vollkommenheit des Willens setzen?

Der Zweifler.

In der Hoheit und Lauterkeit der bestimmenden Bewegungsgründe. Wer nach den höchsten Bewegungsgründen handelt, dessen Wille kann kein anderer als der vollkommenste seyn.

Ich.

„Die Vollkommenheit des Willens hängt also von der Vollkommenheit des Verstandes, und unsers höhern Erkenntnißvermögens ab?

Der Zweifler.

Ganz gewiß. Es kömmt bei jeder Begierde darauf an, welche Güter unser Verstand als die höchste erkennt.

Ich.

Aber der Güter sind sehr viele, welche wollen wir die höchsten nennen?

Der Zweifler.

Ohne Zweifel diejenigen, welche entweder gar keinen, oder den mindesten Schmerz und Misvergnügen verursachen. Folglich diejenigen, welche die größte Dauer versprechen, welche in der Zukunft die größten und dauerhaftesten Vortheile versprechen.

Ich.

Diese Güter, welche die meisten Menschen so unmäßig suchen, als Ehre, Macht, sinnlicher Genuß, Reichthum 2c. sind sie von dieser Art?

Der Zweifler.

Wie könnten sie dieß seyn, indem sie aufhören?

Ich.

Derjenige Mensch ist also nicht vollkommen, der diese unmäßig und ängstlich sucht, der über ihren Verlust niedergeschlagen wird; der solche zum Hauptzweck seiner Begierden macht, dessen meiste Handlungen Rücksicht auf diese verrathen?

Der Zweifler.

Nichts weniger als vollkommen. Es scheint vielmehr, die Vollkommenheit bestehe in einer vernünftigen Gleichgültigkeit und Geringschätzung derselben, welche eine Folge von der Kenntniß der Unterordnung der Zwecke ist.

Ich.

Die höchste Vollkommenheit des Menschen bestünde also in der größten Fertigkeit, sich durchaus in seinen Handlungen nur nach entfernten Vortheilen zu bestimmen, die Zukunft in ihren weitesten Folgen vorherzusehen, und so viel möglich nie aus den Augen zu verlieren. Je entfernter die Vortheile sind, welche unser Geist vorhersieht, nach welchen wir uns bestimmen, um so richtiger wird der Verstand seyn, um so geordneter der Wille; und da die Vollkommenheit des Menschen in der Vollkommenheit dieser beeden besteht, um so vollkommener wird der Mensch seyn. Je größer also unsre Ueber-

zeu-

zeugung von der Zukunft, von unsrer Fortdauer nach dem Tode wird, um so richtiger erkennen wir andere Güter, um so mehr fällt ihr Werth, um so weniger begehren wir sie, um so geordneter wird unser Wille und Verstand, um so richtiger werden wir handeln, um so weniger irren, und Misvergnügen erfahren, um so gewisser werden wir die hohe Bestimmung unsrer Natur erreichen. — Hier hätten wir also das Ideal von der höchsten menschlichen Vollkommenheit; und bis hieher wären wir einig?

Der Zweifler.

Bis hieher. Nun mache die Vergleichung, sind wir so weit?

Ich.

Dieß sind wir nicht. Davon ist auch die Frage nicht. Es fragt sich, ob wir, wenn wir uns gegen dieses Ideal vergleichen, auf einer höhern Stuffe stehen, als unsre Vorgänger? ob wir weiter sind, als sie? Wenn wir dies sind, so schaden alle herrschende Laster auf keine Art, sie stehen meiner obigen Behauptung auf keine Art entgegen. — Nun sind wir aber zuverläßig weiter als unsre Vorgänger.

Der Zweifler.

An Kenntnissen und Ideen.

Ich.

Auch an Sittlichkeit. Wenn wir das Ziel nicht erreicht haben, so sind wir ihm doch näher, als sie waren. Und wem dies nicht genug ist, der verlangt etwas, das gegen den Lauf der Natur ist. Alle Entwicklungen unsrer Kräfte können nur stuffenweise geschehen.

Der Zweifler.

Gut: aber wie wollen wir beweisen, daß wir dem Ziele näher gekommen sind?

Ich.

Wenn dermalen zu unsern Zeiten 1) mehrere Menschen 2) mehrere Kräfte 3) auf einen höheren Grad entwickelt haben; wenn wir ungleich mehrere Begriffe erhalten haben, wenn wir mehr vorhersehen, weniger an dem gegenwärtigen hangen, und entferntere Güter begehren: so ist unser Verstand ganz gewiß vollkommener, unser Begehrungsvermögen ist mehr geläutert, unsre Triebfedern sind mehr veredelt, das, was das höchste in dem Menschen ist, hat sich auf einen höhern Grad der Vollkommenheit entwickelt, und die Welt und das Menschengeschlecht sind folglich besser, als sie waren, wir stehen näher an dem Ziele, aber es fehlt noch viel, daß wir solches wirklich erreicht hätten.

Der Zweifler.

Ganz richtig, wenn sich alles so verhält; aber ob dies der Fall sey, dies ist, worüber wir streiten.

Ich.

Ich dächte daran sollte niemand zweifeln. Die Beweise sind zu einleuchtend und klar. Sie würden jedem andern eben so einleuchtend seyn, wenn wir nicht so geneigt wären, unsre Forderungen zu übertreiben; wenn wir nicht alles mit einemmale verlangten, und statt dessen fleissiger bedächten, daß kein Erfolg vor seiner Zeit, vor seiner vorbereitenden Ursache erscheinen kann. Niemand kan läugnen, daß in unsern Zeiten mehrere Menschen mehrere Bedürfnisse haben. Wo häufigere Bedürfnisse sind, da sind auch häufigere Begierden, folglich mehr Ideen, mehr Gegenstände, welche für uns einen Werth erhalten, deren Beziehungen auf unsern Zustand wir gewahr werden; da ist also mehr Einsicht in die Verhältnisse der Welt; da sind mehrere Güter, welche wir vorhersehen, folglich mehr Aussicht in die Zukunft, mehr Entwicklung, mehr Vollkommenheit des Geistes. Also selbst unsre vermehrten Bedürfnisse, das, was so gerne und so häufig gegen unsre grössere heutige Vervollkommnung angeführet wird — selbst dies beweißt, daß wir besser sind.

Der Zweifler.

Aber die Unsittlichkeit und Laster?

Ich.

Diese sind diesem Grad der Cultur durchaus angemessen. Und wenn diese Unsittlichkeit und Laster noch zehenmal grösser wären, so würden wir darum doch vollkommener seyn, als wir waren: weil unsre noch übrige Laster von der Art sind, daß sie mehr entwickelte Geisteskräfte voraussetzen. Wenn unsre Triebfedern noch zur Stunde nicht die lautersten sind, so läutern sie sich doch beständig. Das Gut, welches wir begehren, zieht sich immer mehr von dem Gegenwärtigen, von den Sinnen, von dem Gaumen hinweg, und in die Zukunft hinaus. Der Zug des gegenwärtigen vermindert sich sehr durch neue Güter, die wir aus der Ferne gewahr werden. Wir können sogar gegenwärtige sehr anziehende Güter entbehren, um entferntere zu erhalten. Dies kann der Wilde nicht; dies kann kein Mensch, der auf der ersten Stuffe der Cultur steht. Indolenz und Ruhe sind das höchste Gut des Wilden, der gar nichts vorhersieht, was er begehren könnte. Unmittelbarer sinnlicher Genuß ist die Triebfeder eines Menschen, der nach und nach mit mehrern Erfahrungen, Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens bekannter wird. Die Begierde nach Reichthümern und Geld

sezt ein noch geübteres Vorhersehungsvermögen, einen höhern, obgleich noch sehr beschränkten Grad der Vernunft voraus. Der Ehrgeiz und die Liebe zur Macht setzen das Ziel ihrer Wünsche abermal weiter hinaus. — So weit scheinen wir dermalen zu seyn: wir leben in der Zeit, wo diese leztere vor allen andern wirksam sind; so weit, als diese Leidenschaften nöthig haben, geht unser Blick in die Zukunft hinaus. Aber noch immer verweilt er in dem Gebiet der Sinne, inner den Grenzen dieses Lebens. Nur zuweilen wagt unser Geist einen Flug über die Sinnenwelt hinaus; aber sehr bald ziehen ihn unsre Sinne, und die Macht der auf ihn wirkenden uns näher liegenden Gegenstände in die engen Grenzen dieses Lebens zurück. Es mangelt ihm die anhaltende Kraft, welche nur durch Uebung erhalten wird. Sinnliche Lust ist also noch beständig die lezte Triebfeder unsrer Handlungen; aber sie hat aufgehört, die nächste und unmittelbare zu seyn. Sehr oft fangen wir an, das, was nur bloßes Mittel war, um sinnliche Lust zu genieße, nun als Zweck zu begehren, und den eingebildeten möglichen Genuß, die Fähigkeit zu genießen, dem wirklichen Genuß vorzuziehen; dies ist der Fall bei Reichthum und Macht. Wir haben auf diese Art manche Selbstverläugnung und Tugend, obgleich diese Tugenden noch lang nicht sind, was sie seyn sollten. Es ist wahr, tausend Laster und Ver-

ziehung stehen noch immer unsrer wahren und dauerhaften Glückseeligkeit entgegen: die Folgen unsrer Handlungen sind noch grösztentheils dieselbe: aber doch die Triebfedern der meisten haben sich veredelt, und wenn wir noch lasterhaft sind, so haben wir doch wenigstens selbsten in die Laster mehr Adel und Würde gebracht. Sie verrathen sichtbare Spuren eines mehr geleuterten vollkommnern Geistes.

Der Zweifler.

Wie? welches Paradoxon! Wir haben Adel in die Verbrechen gebracht? Diese verrathen Spuren eines vollkommneren Geistes? — kann man sich sonderbarer ausdrücken?

Ich.

Sage vielmehr; kann man sich wahrer ausdrücken? — Die That selbst mag immerhin verwerflich bleiben; die Folgen, wenn ich auf diese mehr als die Triebfedern Rücksicht nehme, mögen sogar schädlich und zerstöhrend seyn, wie sie es in den ersten Zeiten der Welt waren. Darüber streite ich nicht. Aber werfe ich meinen Blick auf das, was vorzüglich den Werth oder Unwerth einer Handlung bestimmt — auf die Bewegungsgründe: so können diese besser oder schlechter, höher oder niedriger seyn. Und ich finde sodann, daß eben diese Verbrechen in unsern Tagen

größtentheils aus minder schlechten, aus minder verwerflichen Bewegungsgründen geschehen.

Der Zweifler.

Und der Beweis? — Wie soll dieser lauten?

Ich.

Ein Menschenmord, zu welchen sich der Mörder um des Geldes willen dingen läßt, verräth ganz gewiß eine schlechtere, unvollkommnere Seele, als ein Mord, der aus Ehrgeiz, oder zur Befreiung seines Vaterlandes geschieht. Ein Diebstahl, der in der Absicht unternommen wird, um durch die geraubte Summe Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, muß wahrlich von demjenigen unterschieden werden, der um des Gewinnstes willen, oder zur Befriedigung eigener Bedürfnisse geschieht?

Der Zweifler.

Beide Handlungen sind fehlerhaft, sie mögen aus der einen oder andern Absicht geschehen.

Ich.

Ganz gewiß, wenn ich nur auf die Folgen sehe; aber sag einmal, wenn wir diese allein in Betracht ziehen wollen, was soll aus dem Eroberer werden? können wir diesen sowohl als den edlen Brutus, den Mörder Cäsars, ohne sehr grosse Ungerechtigkeit mit jedem Strassenräuber und Banditen in eine

Classe

Classe setzen? soll der schadenfrohe Muthwille des Mordbrenners mit dem Scheiterhaufen der Inquisition einerlei Grad der Moralität haben? schüzen sich diese nicht, so wie alle religiöse Intoleranz und Grausamkeit, mit dem Eifer für Gott? und giebt es nicht ganze Länder und Reiche, welche dies hier Tugend nennen, was du vom gröbsten und muthwilligsten Verbrechen auf gar keine Art unterscheiden willst?

Der Zweifler.

Kannst du Handlungen dieser Art tugendhaft nennen?

Ich.

Nicht tugendhaft, davon ist hier die Rede nicht; die Vernunft verabscheut beide; darüber streite ich nicht. Beide sind Verbrechen. Aber ob alle Verbrechen gleich sind, ob nicht unter den Verbrechern selbst ein Unterschied sey? ob alle Bewegnugsgründe einer unmoralischen Handlung gleich verwerflich seyen davon ist die Rede. Und ich denke, die angeführten Beispiele sollten beweisen, daß in Rücksicht der Bewegungsgründe zwischen Verbrechen und Verbrechen ein Unterschied sey; daß ein Verbrechen um so abscheulicher sey, je verwerflicher die Bewegungsgründe sind. — Wenn dies ist, so beweisen unsre heutigen Laster und Verbrechen nichts gegen unsre höhere und allgemeinere Vervollkommnung. Sie seyen solche

solche vielmehr voraus. Sie beweisen, daß selbst in unsern Lastern grössere und häufigere Rücksicht auf die Zukunft zum Grunde liege; daß sich unsre Bedürfnisse und Interessen verfeinern, und vermehren. Und wie können sich diese vermehren, ohne daß unsre Seele mit neuen Begriffen, Verhältnissen und entferntern Gütern bekannt wird? wie können wir sagen, daß wir unvollkommner geworden?

Wir stoßen hier auf eine Hauptfrage, von deren richtigen Entscheidung unser Streit ganz allein abhängt. — Ist es wahr, daß unser Geschlecht von gar keinen, oder von den niedrigsten Absichten seiner Handlungen angefangen habe? können sich diese Absichten verfeinern? haben sie sich wirklich verfeinert? ist es wahr, daß diese Verfeinerung in dem Uebergang von der ersten Indolenz und Sinnlichkeit bis zum Ehrgeiz und Herrschsucht wirklich zum Grunde liege? Läßt sich dieses augenscheinlich und auf eine einleuchtende Art beweisen? — Wenn diese Fragen nicht anders als bejaht werden können: so dächte ich, sollte doch wahrlich aller Zweifel an unsre gegenwärtige höhere Vollkommenheit verschwinden.

Der Zweifler.

Diese Fragen sezen voraus, daß Herrschsucht und Ehrgeiz Leidenschaften sind, welche sich später entwickelt

ckelt haben; daß sie die einzige Leidenschaften der heutigen Welt sind. Beide Voraussetzungen sind falsch. Zu allen Zeiten war die Herrschsucht und der Ehrgeiz eine Leidenschaft der Menschen: auch in unsern Tagen sind Sinnlichkeit und Liebe zur Ruhe noch beständig die Triebfedern der Menschen.

Ich.

So viel Ehrgeiz und Liebe zur Macht betrift, so waren diese nicht zu allen Zeiten, sie haben wenigstens nicht in dieser Gestalt und Ausbildung gewirkt.

Der Zweifler.

Nenne mir eine Geschichte eines Landes in der Welt, in einer Zeit, welche du willst, in welcher nicht ehrgeizige und herrschsüchtige erscheinen.

Ich.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts reicht über alle geschriebene Geschichte hinauf.

Der Zweifler.

Was kannst du von einem Zustand wissen, von welchem alle Zeugnisse fehlen?

Ich.

Die heutigen Wilden sind eine lebende Geschichte der ältesten Welt. Die Vernunft baut auf diese Thatsachen, welche sie hier findet, sie bestimmet durch

analogische Schlüße das Betragen der ersten Bewohner der Erde; und findet daß eine Zeit der Welt war, wo Herrschsucht und Ehrgeiz noch nicht entwickelt waren. — Daß auch in unsern Tagen Sinnlichkeit und Gemächlichkeit noch beständig die Triebfedern sehr vieler Menschen sind, darf uns nicht erschröcken. Es kann uns genug seyn, daß sich die Gewalt und der Einfluß dieser Triebfedern vermindert hat; daß nun wenigere Menschen darnach handeln, wo sie vordem die Triebfedern aller Menschen waren; daß es sehr wenige Menschen giebt, welche durchaus träg oder sinnlich wären daß dies nicht anders geschehen kann, nachdem in unsern Tagen die Quelle der Sinnlichkeit und Trägheit noch nicht gänzlich verstopft ist.

Der Zweifler.

Ich lasse alles dahin gestellt seyn, bis ich einsehen werde, in wie fern dir die Beantwortung der von dir selbst aufgeworfenen Fragen gelingen wird. Laß also hören.

Ich.

Ich gehe zu diesem Ende von demjenigen Zustande aus, in welchem der Mensch die wenigsten Bedürfnisse hat; von dem Zustand der rohen und wilden Natur. Laß uns auf dieser Spur den Gang des menschlichen Geistes verfolgen. Wir wollen erwarten, wohin sie

uns

führen wird. Ich vermuthe, du sollst am Ende erfahren, daß ich recht habe, daß alles ein Kind der Zeit ist; daß der heutige Mensch gerade so beschaffen ist, wie er nach allen vorausgegangenen Umständen seyn kann; daß er wirklich besser ist; und wenn Analogie und Induktion nur einige beweisende Kraft haben, daß er noch besser werden muß, weil er so viel geworden ist. Du sollst gewahr werden, wie ein Bedürfnis aus dem andern, und mit diesem eine höhere Stuffe der Cultur aus der andern entsteht.

Der Zweifler.

Die Berge kreuschen. Wenn nur dieses kreuschen etwas besseres als gewöhnlich hervorbringt.

Ich.

Welche Begriffe, Aufklärung und Sittlichkeit kann ein Mensch haben, dem die Sprache mangelt, der noch gar keine oder äusserst wenige Erfahrungen gemacht hat; für welchen selbst das gegenwärtige so wenig anziehendes hat, daß er der dringendsten Aufforderungen der Natur benöthiget ist, wenn er aus seiner Trägheit und Schlummer erwachen, wenn er sich um Gegenstände bekümmern soll, die ausser ihm sind? — der Mensch, der sehr wenige, sehr einfache, sehr leicht und in der Nähe zu befriedigende Bedürfnisse hat? der so wenig vorher sieht, daß er mit einemmal seinen ganzen Vorrath verzehrt, den eine

Reihe von täglich wiederkommenden Erfahrungen noch nicht belehren konnte, daß gewisse Bedürfnisse täglich entstehen, und zu diesem Ende Anstalten für die Zukunft erfordern? der in seinem Futter nichts weiter als Futter sieht? — ein solcher Mensch ist der Wilde, der Urmensch.

Der Zweifler.

Ist es so ausgemacht, daß es Menschen dieser Art gegeben hat?

Ich.

Es giebt deren noch: alle Reisebeschreiber legen ihnen einstimmig diese Eigenschaften bei. Es hat deren ehedem noch mehrere gegeben: die älteste Schriftsteller stellen uns viele nun angebaute und kultivirte Gegenden der Erde samt ihren Bewohnern unter diesen Eigenschaften dar: es waren Zeiten, wo beinahe die ganze Erde nur von Menschen dieser Art bewohnt wurde. Auch davon haben sich Sagen und geschriebene Nachrichten erhalten. Nicht genug: die Vermuthung ist sehr groß, daß dieser Zustand der ursprüngliche unsers Geschlechts war. Das in der ganzen Natur so sichtbare Gesez der Stettigkeit (lex continui) bringt dieses mit sich. Diese Vermuthung, wenn sie auch nichts weiter als Vermuthung seyn sollte, ist der Analogie um so angemessener, als selbst jedes Individuum, jeder einzelne Mensch, so wie al-

les in der Natur vom kleinsten anfängt, von der untersten Stuffe der Kultur, von einer gänzlichen Unwissenheit ausgeht, und nur durch unmerkliche Mittelstuffen zur höheren Kultur, zu seiner Ausbildung gelangt. Wenn also jeder einzelne Mensch selbst noch heut zu Tag in den polizirtesten Ländern bei seinem ersten Entstehen kaum besser als gar nichts ist, warum sollen wir zweifeln, ob nicht ebenfalls das ganze Geschlecht eine ähnliche Kindheit gehabt habe; wo noch dazu aus der Geschichte wirklich erscheint, daß der grössere Theil der Menschen sich wirklich in diesem Zustande befunden habe? — Die Wildheit ist die Kindheit des menschlichen Geschlechts. Dieser Zustand ist doch wahrlich äusserst unvollkommen?

Der Zweifler.

Er kann schwerlich unvollkommner seyn.

Ich.

Und in diesem Zustand waren wir vordem?

Der Zweifler.

Wenigstens der größere Theil der Menschen.

Ich.

Nun befinden sich auf der ganzen Erde noch sehr wenige darinn. Wenn du willst, vergleiche einen Newton oder Leibnitz mit den ersten Bewohnern von England, oder Deutschland. Kannst du läugnen, daß wir vollkommner sind?

Der Zweifler.

Diese Art von Unvollkommenheit hat sich ganz gewiß vermindert, aber dafür ist eine andere an ihre Stelle getretten.

Ich.

Die ganz gewiß geringer ist; die ein Ueberrest der ersten, noch nicht ganz vertilgten Wildheit ist, die sich ebenfalls vermindern soll, und vermindern wird, weil sich schon so viel vermindert hat.

Nun sage mir: Wilde waren, und Wilde von der Art, wie ich sie beschrieben habe, sind noch. — Können Reichthum oder Ehre über einen Menschen dieser Art etwas vermögen!?

Der Zweifler.

Sehr schwer.

Ich.

Reichthum, Macht und Ehre, waren also nicht von jeher die Triebfedern der Menschen? — welche Leidenschaften kann ein solcher Mensch fühlen? was kann und wird er begehren? — Er -- für den nichts einen Reiz hat, der nichts kennt, der noch weniger vorhersieht? in wiefern kann er thätig seyn?

Der Zweifler.

Thätigkeit sezt ein Interesse voraus.

Ich.

Und dies fehlt ihm. Indolenz und Trägheit werden also seine Grundeigenschaften seyn. Woher entsteht diese Trägheit?

Der Zweifler.

Aus Mangel des Interesse, der Erfahrung, der Bekanntschaft mit Gegenständen, die begehrungswerth sind.

Ich.

Folglich aus Unwissenheit: aus Mangel von Begriffen. Alle Trägheit ist eine Tochter der Unwissenheit, des Mangels von allem Interesse, von Erfahrung. Dieser Wilde wird ewig träg seyn, so lang sich die Umstände nicht auf die Art fügen, daß er genöthiget wird Erfahrungen zu machen, und die angenehmen oder unangenehmen Eigenschaften der Dinge ausser ihm in Rücksicht auf sich selbst zu erfahren. — Aber wie kann dies geschehen?

Der Zweifler.

Dafür hat die Natur gesorgt. Sie hat seinen Körper so gebaut, daß er nicht ewig in diesen Zustand verbleiben kann. Er muß sich am Ende in einer unangenehmen quälenden Lage befinden: diese wird ihn wecken, und zur Thätigkeit reizen.

Ich.

Der Schmerz wäre also das Mittel, die Kraft des Menschen zu reizen, und zu entwickeln? der Mangel

und der damit verbundene Schmerz sind die Quelle des ersten, so wie aller späteren Thätigkeit. Ohne Schmerz, ohne Bedürfnisse ist jeder Mensch träg. Alle Thätigkeit richtet sich zuverlässig nach der Menge und Stärke der Bedürfnisse, welche der Mensch fühlt. Gleichgültigkeit gegen einen Gegenstand sezt allzeit voraus, daß das Bedürfnis noch nicht erwekt worden; wodurch er anziehend und begehrungswerth erscheint. Wenn der Wilde thätig werden soll, so muß er ganz gewiß Bedürfnisse fühlen. Welche kann er fühlen?

Der Zweifler.

Wenn ich mich genau in seine Lage denke, so sind die gröberen Bedürfnisse des Körpers alles, was er fühlen kann. Diese allein werden ihn auf eine sehr kurze Zeit in Bewegung setzen. Hunger und Durst werden ihn nöthigen, seine Höhle und Ruhestätte zu verlassen, um Mittel gegen ein so dringendes Bedürfnis zu finden.

Ich.

Hunger und Durst, und überhaupt die gröberen Bedürfnisse des Körpers sind also die erste Quelle der Thätigkeit, aller Entwicklung unsrer Kräfte? davon gehen wir aus. Diese sind es, welche uns nöthigen, unsrer ersten ursprünglichen Trägheit zu entsagen. Diese Trägheit gründet sich in dem Mangel von Triebfedern,

fehdern, dieser Mangel in einem andern, in dem Mangel von Erfahrung. Mangel von aller Erfahrung ist Unwissenheit. Ein Mensch, der noch gar keine oder sehr wenige Erfahrungen gemacht hat, kann nie anders, als unwissend und träg seyn. Diese ist die Grundeigenschaft seiner Natur; dieses ist also auch der allgemeine Karakter des wilden, des primitiven Menschen. Es soll nach dieser Voraussetzung nicht schwer seyn, seine übrigen Eigenschaften so gewiß zu errathen, als ob wir Augenzeugen gewesen wären.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Wenn dir die Natur der Trägheit und Unwissenheit bekannt ist, so mußt du wissen, was sich in diesen beiden gründet, was Folge davon ist. Diese Folgen sind die Sitten des Wilden; weil sein Karakter Unwissenheit und Trägheit ist. — Auf diese Art füllt die Philosophie manche Lücken der Geschichte aus. — Welche sind nun diese Folgen? welche müssen die abgeleitete Eigenschaften des Wilden seyn?

Der Zweifler.

Kraft seiner Trägheit wird er nie handeln, ehe er Bedürfnisse fühlt; und da er deren sehr wenige fühlt, so wird er sehr wenig handeln. — Noch mehr: er wird nicht mehr und nicht weniger thätig wer-

werden, als eben nöthig ist, sein Bedürfnis zu stillen.

Ich.

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so mögen wir noch weiter schliessen. Er wird zuversichtlich vor allen andern Mitteln zur Befriedigung seines Bedürfnisses nur diejenigen wählen, welche die schwächste Anstrengung seiner Kraft erfordern! Wenn er weiter thätig werden soll, so bedarf er eines neuen Sporns: diesen erhält er durch neue Bedürfnisse, welche er späterhin fühlt. — Ist das nicht, was wir auch thun? Es wäre also manches von der ersten Wildheit unsrer Stammeltern auf uns als ein Erbtheil gekommen, das sich noch beständig erhält?

Der Zweifler.

Nicht anders. Er wird, so wie wir, das leichtere dem schwerern vorziehen.

Ich.

Arbeit wird also wohl schwerlich seine Sache seyn, so lang er ohne Arbeit seinen Zweck erreichen kann? Das Nehmen wird ihm sehr willkommen seyn: und aus dieser Ursache muß er den Raub allen übrigen beschwerlichern Erwerbungsarten vorziehen? Er wird eher ein Jäger, als ein Ackersmann werden?

Der Zweifler.

Ganz gewis.

Ich.

Ich.

Wenn nun der Mensch, der vordem wild war, einen höhern Grad der Kultur erhält, sollen wir glauben, daß er eben darum auch seine ganze ursprüngliche Trägheit verlohren habe?

Der Zweifler.

Warum nicht?

Ich.

Wodurch ist er zu dieser höheren Kultur gekommen?

Der Zweifler.

Durch die neue Bedürfnisse, welche er gefühlt.

Ich.

Er hat doch bey diesem Uebergang nicht alle mögliche Bedürfnisse auf einmal empfunden?

Der Zweifler.

Nur einige.

Ich.

Er hat also auch nur in so ferne seine Trägheit überwunden, als er Bedürfnisse empfunden?

Der Zweifler.

Nicht weiter.

Ich.

Er bringt also von Stuffe zu Stuffe noch einen grossen Theil von Trägheit mit sich hin-

 über

über. Sie begleitet unser Geschlecht in einem immer sich vermindernden Maas, so lang und so viel unsre Unwissenheit nicht gänzlich vertilgt, und unser Vorhersehungsvermögen nicht in dem möglichsten Grad ausgebildet und geübt ist. Das ganze Wachsthum unsrer Kultur, unsre ganze stuffenweise Verfeinerung und Vervollkommnung ist, wenn wir die Sache genau nehmen wollen, — Verminderung dieser Trägheit durch zunehmende Erweiterung unsers Gesichtskreises, durch Vorstellung und Bekanntschaft mit neuen, vordem unbekannten, nun erst erreichbaren Gütern. Je mehr sich also die Trägheit vermindert, je höher ist der Grad von Kultur. Wir sind folglich um so aufgeklärter, je mehrere, je grössere, je schwerere, je entferntere Güter wir begehren; je mehr sich unser Hang vermindert, das leichtere dem schwerern, das unmittelbare dem mittelbaren, das nahe dem entferntern Gut vorzuziehen. So lang wir diesen Hang fühlen, und darnach handeln, so lang ist unsre Aufklärung nur halb, so lang sind wir wild. Mache nun die Anwendung auf unsre Zeiten; und du mußt eingestehen, daß sich noch sehr häufige Spuren dieser ersten Trägheit selbst unter den kultivirtesten Völkern und Ständen vorfinden und äussern. Alle unsre heutige noch übrige Fehler gründen sich darauf, daß der Mensch noch beständig das

leichte dem schweren, und das nähere und unmittelbare Gut einem weitern und entferntern vorzieht; daß also sein Vorhersehungsvermögen durch die dazu führende Bedürfnisse noch nicht hinlänglich ausgebildet ist. Sie gründen sich folglich in der noch zurückgebliebenen Trägheit darinn, daß seine Kräfte noch nicht die höchste Thätigkeit erhalten haben.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Beispiele können dies alles klärer und anschaulicher machen. — Worinn gründet sich unsre Sinnlichkeit?

Der Zweifler.

In einem zu starken Hang nach dem Gegenwärtigen, in der Schwäche, gegenwärtige Vortheile auszuschlagen, und entferntere Vortheile zu begehren.

Ich.

Also in der Trägheit. Der Schwelger, der Wohllüstling, der Leichtsinnige, der Verschwender sind nichts weiter als Menschen, bei welchen die Vorstellung des gegenwärtigen zu stark wirkt; und wie könnte diese Wirkung zu stark seyn, wenn sie nicht zu schwach wären, um die entferntere Güter, welche im Hinterhalt stehen, sich lebhafter vorzustellen und zu

begehren. Es fehlt also an der nöthigen Anstrengung der Kraft. Es ist leichter unmittelbar zu geniessen, als den Genuß in die Ferne hinaus zu schieben. Wer das leichtere dem schweren vorzieht, ist träg, denn er scheut Anstrengung. Leichtglauben, Aberglauben, und Vorurtheile würden minder mächtig seyn, und weniger über uns vermögen, wenn wir im Stande wären, unsre Denkkraft gehörig anzustrengen. Alle diese sind faule gemächliche Denker, folglich träge Menschen. Alle Ungerechtigkeit ist im Grunde eine Art von Eigenmächtigkeit. Es wird sich in der Folge zeigen, wie sehr diese Eigenmächtigkeit eine Tochter der Trägheit sey. Kurz, wären nur diese hi angeführte Mängel allein, so wäre es offenbar, daß schwerlich eine Verirrung des Menschen zu finden seyn möchte, welche sich nicht mittel- oder unmittelbar auf diese Quelle, auf die Trägheit zurück bringen ließe. Wer also diese Laster mit Erfolg vermindern will, muß ihre Quelle die Trägheit vermindern.

Der Zweifler.

Jeder thätige Mensch wäre also zugleich der aufgeklärte und moralische Mensch? — was ist thätiger als der Ehrgeiz? und wie selten kann die Sittlichkeit damit bestehen?

Ich.

Nicht jede Thätigkeit bringt diese Folge hervor, man kann sehr thätig und träg seyn. Wer für ein unmittelbares und nahes Gut thätig ist, ist noch immer auf eine gewisse Art träg, weil die Anstrengung seines Vorsehungvermögens nicht so gros ist, als sie seyn könnte, oder sollte. Das ist der Fall bei dem Ehrgeiz. Dieser kann sehr thätig seyn, aber seine Thätigkeit begrenzt sich bei der Erreichung eines nähern und niedrigern Guts.

Daraus magst du nun sehen, wie weit wir heut zu Tag mit unsrer Sittlichkeit sind. Wir wollen aber diese so fruchtbare Grundsäze noch weiter benützen. — Wenn die Grundeigenschaft des Wilden Trägheit ist, welche muß sodann die Folge, bei mehrern Bedürfnissen, bei der ersten Bekanntschaft mit den Mitteln zur Befriedigung dieser Bedürfnisse seyn?

Der Zweifler.

Ich vermuthe, unmässiger Genuß: Schwäche und Unvermögenheit, dem ersten Reiz und den Einladungen dieser neuen Gegenstände zu widerstehen. Der Wilde wird bei seinem Uebergang alles vor allem andern erwählen, was diese Bedürfnisse sogleich und unmittelbar befriediget.

Ich.

Also Sinnlichkeit und zwar die gröbste Sinnlichkeit. Wenn wir die Geschichte zu Rath ziehen, war dies auch allezeit der Fall; alle Völker, welche aus einem rohern Zustande in einen bessern versezt worden, haben sich am Ende im Genuß, in der Sinnlichkeit verlohren. Die Hunnen, Gothen, und Longobarden sind redende Beispiele davon. Daher die Schwelgerei, Völlerei und Unmässigkeit aller Barbaren. Die Mässigung im Genuß sezt neue und grössere Erfahrungen voraus. Diese sind ein Kind der Zeit, und gründen einen neuen Vorschritt, eine höhere Kultur.

Der Zweifler.

Wenn eine so grobe Sinnlichkeit der nächste Uebergang von der Wildheit ist, so scheint der Wilde, bei welchem dieser Uebergang geschieht, sehr wenig zu gewinnen?

Ich.

Die Sinnlichkeit sezt eine grössere Bekanntschaft mit mehrern Gütern und Bedürfnissen voraus, folglich mehrere Begriffe, und folglich mehr Entwicklung des Geistes. Sie ist also in Vergleichung mit dem vorhergehenden Zustand, ungeachtet aller sie begleitenden sehr grossen Mängeln, eine höhere Stuffe, zu welcher sich das Menschengeschlecht entwickelt hat.

Und

Und wenn die Sinnlichkeit eine Folge und der erste Uebergang der Trägheit, die Trägheit eine Folge von dem Mangel des Interesse, und dieser Mangel eine weitere Folge der Unerfahrenheit und Unwissenheit ist: so muß sich die Sinnlichkeit und Trägheit unter Menschen in dem Maas vermindern, als ihre Bedürfnisse häufiger, ihre Bekanntschaft mit Gütern verschiedener Art ausgebreiteter und allgemeiner, ihre Erfahrungen und Begriffe geläuterter und reifer, ihr Vorsehungsvermögen, und Einsicht in den Zusammenhang geübter, und ihre Rücksicht auf die Zukunft geläuterter und überwiegender werden. Daraus ergiebt sich die Folge, daß jeder sinnliche Mensch ein kurzsichtiger Mensch ist, welcher die entfernte Folgen seiner Handlungen entweder gar nicht, oder sehr schwach vorhersieht; daß jede sinnliche Handlung Unvollkommenheit und Mangel an Vernunft verräth; daß alle unsre heutige Mängel sich in einer zu schwachen Vorstellung der Zukunft, in einer zu früh begrenzten Uebersicht und Berechnung der Folgen gründen; daß unsre Handlungen von Zeit zu Zeit rechtmässiger werden, sobald die Folgen entfernter sind, welche wir bezwecken; daß also die Lehre von der Fortdauer unsrer Seele nach dem Tod diejenige sey, welche unsre Handlungen am meisten veredelt, und den Grund aller Verirrungen untergräbt, sobald es ihr gelingt, die Herrschaft über alle übrige zu er-

 hal-

halten; sobald sie diejenige Vorstellung wird, auf welche als den Mittelpunkt sich alle übrige beziehen. So wie ich fehle, so war etwas aus dieser Sinnenwelt mein Zweck. Wer allezeit und lebhaft an die Zukunft denkt, kann nie anders als rechtmässig handeln. — Wenn wir nun unsre Kräften haben, um solche zu entwickeln; wenn in dieser höchsten Entwicklung die Vollkommenheit unsrer Natur besteht; wenn wir diese unmöglich in dem hohen Grad erreichen können, ohne daß unser Vorhersehungsvermögen und unsre Aussicht in die Zukunft geschärfter und allgemeiner wird, ohne daß wir nur die entfernteste Güter als die erste begehren, alle übrige diesen unterordnen, und schwächer begehren; wenn endlich ein glücklicher Zustand nach dem Tod das entfernteste Gut ist, welches wir begehren können; wenn dies nicht möglich ist, ohne daß wir fortdauern, und von dieser Fortdauer überzeugt sind; — wenn dies alles ist: wie ist es möglich, daß wir an dieser Fortdauer, ohne welche wir nie werden können, was und wozu wir bestimmt sind, ohne welche die höchste Vollkommenheit unmöglich ist noch weiter zweifeln, daß wir neue stärkere Beweise verlangen?

Der Zweifler.

Wer denkt mehr an die Fortdauer nach dem Tod, als der Frömmling und Mönch? Kannst du sagen, daß

daß die Handlungen dieser beiden allezeit die rechtmässigsten seyen? Wir werden sogar an diesen gewahr, daß diese zu lebhafte Ueberzeugung zur Unthätigkeit führt, daß man am Ende zu Weltgeschäften untauglich wird.

Ich.

Die Unthätigkeit dieser, das, was in ihren Handlungen unvollkommen ist, ist keine Folge dieser Lehre: es ist vielmehr eine Folge des Misbrauchs dieser Lehre, eine Folge der vielen falschen Vorstellungen, welche sie nebenher begleiten, der falschen Schlüsse, welche sie aus diesem Vordersaz ziehen; davon, daß sie folgern, daß dieses Leben so wie die Weltgeschäfte gar keinen Werth habe: daß es sündlich sey, sich damit zu befassen. Das falsche dieser Lehre erscheint wohl am besten daraus, daß, wenn diese Sätze eine Pflicht ausdrücken, sie allgemein beobachtet werden sollten, daß aber dies unmöglich geschehen könnte, ohne daß alle Menschen durch diese ihre Unthätigkeit zu Grunde gehen würden. Die zeitliche Güter verdienen allerdings die Anstrengung unserer Kräfte; nur nicht die höchste: dies ist, was der Mönch, was der Frommling vorbeigebt, was zur Unthätigkeit führt.

Wir wollen nun zu unsern Wilden zurückkehren.

Vorausgesezt, wie ich so eben bewiesen habe, daß Trägheit die Grundeigenschaft eines jeden Menschen, und vorzüglich des Wilden sey; vorausgesezt, daß er starker Antriebe benöthigt ist, um thätiger zu werden; daß die Bedürfnisse die Quelle aller Thätigkeit, aller Entwicklung unsrer Kräfte sind; daß der Mensch nie thätiger wird, als ihn seine Bedürfnisse auffordern; daß er folglich die nächste, und leichteste Mittel, so lang es nur immer möglich ist, zuversichlich den schwerern und entferntern vorziehen werde; — dies alles vorausgesezt: sag, was muß geschehen, wenn dieser Wilde das Bedürfnis des Hungers fühlt?

Der Zweifler.

Er muß suchen seinen Hunger zu stillen; das erste geniesbare Ding, welches ihm in die Hände fällt, wird er ergreifen und geniessen, und sogleich in seine erste Unthätigkeit zurüksinken.

Ich.

Welchen Nahrungsweg wird er vor allen andern erwählen?

Der Zweifler.

So wie es scheint die Jagd.

Ich.

Ich.

Ist dieser Nahrungsweg der leichteste, nächste, und folglich der erste, auf welchem seine Trägheit verfallen muß.

Der Zweifler.

Warum nicht?

Ich.

Mir scheint es nicht. Wenn wir unserm angeführten Grundsaz getreu bleiben wollen, so kann der Mensch in seinem allerersten Ursprung kein Fleischfressendes Thier seyn.

Der Zweifler.

Wir finden aber die meisten Wilde als solche?

Ich.

Dann ist es klar, daß wir sie in einen spätern Zustand kennen gelernet, daß sie schon einige Veränderungen und Modifikationen erfahren haben. Ich glaube vielmehr, der Mensch wird, wo solches sein Himmelsstrich, oder die Jahrszeiten erlauben, sich vom Pflanzeich nähren. Dieser Nahrungszweig ist minder beschwerlich, und natürlicher als die Jagd. Die Jagd kanu ohne Waffen nicht geschehen. Wäre sie der erste Nahrungsweg des Menschen, so müßte das Bedürfniß

nach Waffen früher als das Bedürfniß nach Nahrung entstanden seyn. Dies ist ganz wider die Natur. Der Mensch hätte Waffen erfunden, ehe er noch gewußt hätte, wozu sie ihm gut seyn werden. Die Jagd sezt schon manche Geschicklichkeit voraus. Thiere liegen dem trägen Menschen nicht so nahe, als die Bäume oder Erdenfrüchte. Die Geniesbarkeit eines Wesens, das sich bewegt, wie er, das lebt, wie er selbst, leuchtet nicht so sehr in die Augen, als eine leblose, einladende näher liegende Frucht.

Der Zweifler.

Aber in Gegenden, wo Mangel an Pflanzen und Erdgewächsen war, da mußte doch der Mensch ein Jäger werden, um Unterhalt zu finden?

Ich.

Ganz gewis. Nur daß eben darum solche Gegenden nicht die ersten Wohnpläze der Menschen seyn können. Daraus wird es glaubbar, daß die sanftere Himmelsstriche auch am ersten bewohnet worden seyen; nur dann erst scheint der Mensch ein Jäger, und ein fleischfressendes Thier geworden zu seyn, als bei seiner Vermehrung das Pflanzenreich keine hinlängliche Nahrung ihm selbst dargebothen hat, oder als der Mensch durch

eben

eben diese zunehmende Vermehrung und Mangel nach und nach in entferntere rauhere Himmelsstriche getrieben wurde; als ihn seine Sicherheit aufgefordert hat, gegen wilde Thiere zu kämpfen, sie zu erlegen. — Ich kann also annehmen, daß sich die erste Menschen von den freiwilligen Produkten der Erde genähret haben. Diese sind aber so reichlich nicht, als daß sie zureichen sollten, eine größere Menge von Menschen zu unterhalten. — Was muß also geschehen, wenn einst der Menschen mehr werden, als Mittel zur Befriedigung des Hungers vorhanden sind?

Der Zweifler.

Es scheint, es müße geschehen, daß sich mehrere um die nemliche Frucht melden, daß sich Mitwerber einfinden?

Ich.

Und mit diesen etwas, das der Mensch vordem nicht kannte — Widerstand. Welche Folgen kann dieser Widerstand haben?

Der Zweifler.

Keiner der Mitwerber kann so leicht als vordem geniessen. Es entsteht ein neues Bedürfnis; eine stär-

kere Anstrengung ihrer Kräfte wird nothwendig, um den Widerstand zu entfernen; nichts als der Kampf kann entscheiden: die körperlichen Kräfte der Menschen fangen an, sich gegeneinander zu messen, und zu vergleichen;

— — — Mensuraque juris
vis erit, — — —

Es wird darauf ankommen, welcher von beiden Mitwerbern der stärkere ist.

Ich.

Sehr richtig. Aber noch lange nicht genug. Der Sieg wird also entscheiden, wessen die Frucht ist. Der eine wird der Sieger, der andere der Besiegte seyn. Beide hat der Hunger und das Bedürfnis einander näher gebracht. Beide haben neue Erfahrungen gemacht. Aber diese Erfahrungen sind von ganz verschiedener Art. Laß uns also das Betragen der beiden streitenden Theile näher untersuchen. Welche Veränderung muß in der Seele des Siegers geschehen?

Der Zweifler.

Der Sieger wird die Vortheile seiner Kraft und körperlichen Stärke fühlen, die er vordem nicht kannte. Er ist durch diesen Streit mit einem neuen Gut be-

bekannt worden. Er hat erfahren, daß Stärke zu etwas gut sey. Das anziehende der Stärke in seinem Zustand ist, daß der starke ungehindert geniessen kann: sie entfernt allen Widerstand, sie gewährt, was er verlangt, sie macht, daß es ist, als ob kein Widerstand wäre. Er braucht nur einigemal zu kämpfen und zu siegen: sogleich arbeitet der Ruf statt seiner, und erspart ihm allen weitern Kampf. Jeder Mitwerber wird sogleich zurücktretten, sobald dieser gewaltige erscheint. Er fängt also an, diese Stärke, die ihm vordem gleichgültig war, zu schätzen, sich ihrer zu freuen. Er fängt an, sich zu vergleichen, er dünkt sich besser als der Besiegte. Er wird fortfahren, sich dieser Ueberlegenheit gegen jeden andern Mitwerber zu bedienen. — Diese, denke ich, wären die Folgen seines Siegs.

Ich.

Einige, aber nicht alle. Der Geschichtschreiber der menschlichen Vervollkommnung darf nichts vorbeigehen. Hier ist nichts klein. Hier liegen schon die ersten Keime der spätern Herrschsucht und Liebe zur Macht. Die Stärke wirkt, wo sie kann, auf gleiche Art, im Stand der Wildheit wie in dem Zustand der bürgerlichen

lichen Gesellschaft. Es ist der Mühe werth, die Eigenschaften, welche jede Stärke begleiten, genauer zu erforschen, sie in ihrem ersten Entstehen zu betrachten. Hier finde ich: Jede Stärke beförDert die Trägheit, und hindert die Entwiklung des Geistes. Jede Stärke erwekt ein zu großes Gefühl seiner selbst, zu viel Vertrauen auf sich. Jede Stärke ist übermüthig und stolz; sie verachtet und schonet des schwächern nicht. Jedem Starken ist seine Kraft der Maasstab seiner Sittlichkeit, und seines Rechts. Jede Stärke ist ungesellig und rauh.

Der Zweifler.

Warum soll der starke nicht arbeiten?

Ich.

Wozu? Er kann nehmen, er kann ohne Arbeit genießen. Hast du vergessen, daß die Trägheit alle leichtere Mittel den beschwerlichern vorzieht?

Der Zweifler.

Die Erfahrung führt auf das Gegentheil: tausend mächtige und starke sind nicht minder arbeitsam, als der schwache.

Ich.

Um noch stärker zu werden. Um im Besiz ihrer Stärke zu verbleiben. Wenn die Stärke thätig seyn soll,

soll, so muß sie sich schwach, sie muß Bedürfnisse fühlen; ohne diesem ist alle Anstrengung unmöglich.

Der Zweifler.

Warum soll die Stärke rauh und ungesellig seyn?

Ich.

Wozu soll sie lieben, oder bitten? Die Bedürfnisse, durch welche diese beide nothwendig werden, hat unser Wilde noch nicht erfahren.

Der Zweifler.

Aber du sprachst von jeder Stärke?

Ich.

Wenn die Stärke liebt oder bittet, so ist sie nicht stark, so fühlt sie sich schwach. Sie liebt, oder bittet wo sie als Stärke nicht zum Ziel kommen würde. So läßt sich der Adel auf dem Lande aus langer Weile, im Mangel besserer Gesellschaft, zu Leuten herab, die er ausserdem verachten würde. Selbst ein König würde bitten, wenn er unter die Hände eines stärkern gerathen sollte, wenn sich die Umstände so sonderbar fügen, daß er nicht kaufen, oder befehlen kann. Dies hat Darius nach der Schlacht bei Arbela erfahren, und tausend andere nach ihm. In dem so abwechs-

lenden Glück der bürgerlichen Kriege sind diese Auftritte nicht selten. Wer denkt nicht hier an den Pompejus an den Küsten von Africa, an den Marius in den Sümpfen von Minturnum, oder an eben diesen auf den Ruinen von Carthago! Dies ist eben die größte Schwäche der Stärke, daß sie zu viel auf sich vertraut, anderer zu wenig schont, den Schwachen zu gering schäzt, daß sie ihren Untergang nicht vermuthen, nicht vorhersehen kann, daß sie nicht handeln kann, als ob sie schwach wäre. Dies ist, was noch alle Stärke geschwächt, und so manche schwache auf ihre Unkosten verstärkt hat. Alle Stärke macht entweder zu sicher, und folglich träg, oder zu ungesellig und hart; dies ist, was sie vernichtet. Es gilt hier, was von dem Reichthum sehr schön gesagt wird. Die Reichthümer haben den Luxus, der Luxus den Stolz, der Stolz die Verachtung, die Verachtung den Haß, und der Haß den Untergang hervorgebracht. — So handelt der Starke, in sofern er sich stark fühlt. Er ist träge, stolz, ungesellig, ungerecht und hart. Und dies alles aus der Ursache, weil die Stärke wenige und zu schwache Bedürfnisse fühlt. Sie hindert folglich die Entwicklung unsrer Kraft, und steht unsrer wahren Vervollkommnung

nung entgegen. — Du kannst also auch hier in unserem Fall sicher rechnen, daß, so sehr auch der erste Anschein von Vortheil für den Sieger ist, der Vortheil ungleich grösser von Seite des Besiegten sey. Dieser Sieg wird ihm zu nichts weiter dienen, als daß er aus Mangel neuer Bedürfnisse in seine vorige Unthätigkeit zurückfällt. Aber der Schwächere und Besiegte, was glaubst du, daß mit diesem geschehen müße?

Der Zweifler.

Der Hunger wird ihn tödten, oder er muß sehen, wo er den Mann finden kann, der noch schwächer, als er selbst ist.

Ich.

Du glaubst also, an diesem würde er sich schadlos halten. Nun wäre er der Starke, und jener der Schwache. Nun würde er nehmen, wie ihm vordem genommen wurde? Durch diese Auflösung meiner Frage sehen wir der Sache noch nicht auf den Grund. Der Besiegte ist entweder selbst der schwächste, oder ein anderer muß der schwächste seyn. Von diesem allein ist hier die Rede.

Der Zweifler.

Der Schwache muß am Geist ersetzen, was ihm an körperlicher Kraft fehlt. Auch er muß einsehen, daß

Stärke ein Gut sey; und leider! ein Gut, das ihm mangelt. Er muß dieses Gut noch dringender begehren, weil sein Bedürfnis dringender ist; es muß in ihm der Wunsch entstehen, seinen Mitwerber an Stärke zu übertreffen. Auch er wird seine Kräfte mit den Kräften anderer vergleichen. Diese Schwäche muß ihn reizen, sich gegen Uebermacht zu versichern, um ungehindert seine Bedürfnisse zu stillen. Er wird manches versuchen, um dieses zu bewirken. Sein Geist wird sich ganz gewiß in etwas entwickeln; aber weiter über seine Bedürfnisse hinaus wird seine rohe Vernunft nicht dringen. Alle seine Geistesentwicklung wird also Raffinement über Stärke und Schwäche seyn, über Mittel, um jene schwach zu machen, und diese zu verstärken.

Ich.

Wir wollen nun auch die Natur der Schwäche untersuchen. Jede Schwäche, solang sie dauert, ist ein anhaltendes Bedürfnis; also ein anhaltender Reiz zur Thätigkeit. Sie erweckt ein eifriges Bestreben, diese Schwäche zu vermindern, sie macht Anschläge gegen die Stärke, sobald sie drückend wird; sie versäumt keine Gelegenheit, um solche zu schwächen, sie ist erfinde-

risch und wachsam, sie entwickelt den Geist; und wenn Entwicklung des Geists ein Gut ist, so ist diese Schwäche ein Gut; ein grösseres gedeihlicheres Gut, als die Stärke. Der Mangel und die Bedürfnisse sind die Flügel der Seele. Ohne Bedürfnisse entwickelt sich kein Geist; er entwickelt sich in dem Maas, als er Bedürfnisse fühlt, als seine Kraft noch zureicht, diese Bedürfnisse zu vermindern. Die Stärke hat also einen natürlichen und geschwornen sehr wachsamen Feind, ein sehr mächtiges Gegengewicht an der Schwäche. Es ist eine Folge der Unterdrückung, daß jeder Misbrauch der Macht den Unterdrückten klüger, feiner, und sobald der Erfolg vorherzusehen ist, thätiger macht; daß der Misbrauch der Stärke am Ende die Stärke selbst zerstöhrt.

Noch eine Bemerkung.

Ehe der Mensch diese Erfahrungen gemacht hatte, war das höchste Ziel seiner sehr schwachen Begierden — Ruhe. Dies hat sich nun auf einmal geändert. Die Kette hat sich um ein Glied verlängert; nun begehrt er Stärke. Er begehrt diese Stärke als Mittel zur Ruhe, um wie zuvor ungehindert geniessen zu können. Dies ist, wodurch ihn die Stärke anzieht, wo-

durch sie ihm begehrungswerth wird; denn die übrige Vortheile der Stärke kennt er noch nicht.

Wir wollen nun zu unsrem Besiegten zurükkehren. — Er fühlt sich schwach; und er sinnt auf Stärke. In diesem Zustand haben wir ihn verlassen. Was glaubst du, daß nun erfolgen müsse?

Der Zweifler.

Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als Stärke gegen Stärke zu stellen.

Ich.

Dies ist eben die Kunst. Wo soll er sie finden? Wer kann einem schwächern Körper geben, was ihm die Natur versagt? wie soll er es anfangen, um mehr Kraft zu haben?

Der Zweifler.

Ich dächte, es könne ihm nicht fehlen. Es muß geschehen, daß der Uebermuth des stärkern ein mit dem seinigen harmonirendes Bedürfnis auch bei andern erweckt. Er wird zuverlässig nicht der einzige seyn, welcher die widrige Folgen dieser Ueberlegenheit erfährt. Andere werden sie nicht minder erfahren. Diese wird er suchen. Ihr gemeinschäftliches Bedürfnis wird sie

ein-

einander näher bringen, sie werden einsehen, daß alle Stärke auf der Schwäche anderer beruht, daß sie mit dieser aufhören muß, daß die Stärke eines einzigen gegen vereinigte Stärke sehr wenig vermag.

Ich.

Wie sonderbar sind doch die Wege der Vorsehung! wer hätte erwarten sollen, was nun geschieht? — daß der Starke schwach, und der Schwache stark wird? Dieser Unterdrücker macht also, daß sich andere lieben, daß sie einander gefallen, daß sie in ihrem engern Umgang an sich immer nuzbarere Eigenschaften entdecken, daß sie einander gewöhnen, und von Zeit zu Zeit unentbehrlicher werden; daß sie sich nach und nach in eine dauerhafte und bleibende Gesellschaft verbinden; daß sie durch solche beständig neue Vortheile entdecken, und neue Bedürfnisse fühlen; daß sich ihre rauhe unartikulirte Töne zu einer ordentlichen Sprache bilden, und entwickeln. — Dies alles macht dieser Unterdrücker? — Siehst du nun, wie das Bedürfnis herbeikömmt, das den Menschen der Wildheit entreissen soll? Zunehmende Vermehrung seines Geschlechts, der damit verbundene Mangel des Unterhalts und Furcht

vor der Stärke — diese führen dahin? — sonderbar! Ungeselligkeit und Stärke — das was Mittel zur Trennung und Zerstöhrung seyn sollte, wird nun auf einmal gegen unsre Erwartung zur Quelle der Annäherung, der Geselligkeit und Liebe! dies wird sie durch die Furcht und Bedürfnisse, welche sie bei allen Schwächern erweckt. O! laß uns die Unterdrückung segnen, laß uns ihrer nicht fluchen! warum wollen wir nicht einsehen, daß alle heutige Unterdrückung zu demselbigen Endzweck vorhanden ist — um die Menschen noch mehr einander zu nähern, um ihre Geselligkeit zu verstärken, und allgemeiner zu machen.

Wie viel ändert sich nun auf einmal? wie viele neue Gegenstände stellen sich dem vordem so beschränkten und ungeübten Erkenntnis- und Begehrungsvermögen dar? wie sehr erweitern sich diese? selbst schwache Spuren der Sittlichkeit äussern sich schon. Keine Gesellschaft kann ohne Beschränkung der natürlichen Eigenmächtigkeit bestehen. Nun müssen die verbundene erfahren, wie nöthig es sey, ihre Forderungen herabzustimmen, ihre Begierden, und den Gebrauch ihrer Kräfte zu beschränken, für andere unschädlicher zu machen, ihr

Wohl

Wohl mit dem Wohl anderer zu verbinden, oder — sie verlieren, was sie suchen. Erst kannten sie sich kaum; dann kannten sie sich als Wesen, welche sich schaden; nun erfahren sie, daß der Mensch dem Menschen nicht blos schaden, sie erfahren, daß er ihm auch nuzen kann. Der Mensch, der ehmalige Gegenstand ihrer Furcht wird nun auf einmal der Gegenstand ihrer Liebe. Viele, die getrennt waren, vereinigen sich in ein Band. —

Aber wie muß nun dem Starken zu Muth seyn, wenn er zum erstenmal die Folgen dieser Vereinigung erfährt?

Der Zweifler.

Was kann er anders als sich schwach fühlen? er sieht, daß er gefallen ist von seiner Höhe: er sieht Schwächere, die nun stärker sind. Sein dunkles Gefühl muß ihm sagen, daß es keine einzelne Kraft giebt, deren Stärke sich über alle übrige Kräfte erhebt. Er muß von nun an Mistrauen in seine Stärke sezen. Sie muß ihm minder begehrungswerth scheinen, ihr Werth muß in seinen Augen unendlich verlieren. Er muß nun auf andere Mittel denken, um zu erhalten, was er von der Kraft seines Körpers für die Zukunft vergeblich erwartet.

Ich.

Es scheint, es war der Mühe werth, diese Erfahrung zu machen. Unmöglich hat er dadurch verlohren. Sie allein war fähig, ihn aus seinem Seelenschlummer zu wecken, seine Trägheit zu überwinden. Auch er wird an Sittlichkeit gewinnen. Nun kann er fühlen, wie das thut, was er vordem andern gethan hat. Auch seine Begriffe werden sich von nun an erweitern, er wird anfangen, mit neuen Gegenständen und Gütern bekaunter zu werden. — Was wird er also thun? Ein sehr dringendes Bedürfnis ist bei ihm entstanden. Er befindet sich nun selbst in der Lage, in welche er vordem seine Gegner versezt hat.

Der Zweifler.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; alles fordert ihn auf, eine Stuffe weiter zu rücken.

Ich.

Folglich besser zu werden. Also auch diesen bessern die Bedürfnisse, und der Mangel, welchen er fühlt? er muste schwach werden, um gut zu werden. Welch ein Gut ist unsre Schwäche!

Der Zweifler.

Zwei Wege stehen ihm offen, um zu seinen Zweck zu gelangen. Es scheint, um seine vorige Stärke zu behaupten, werde auch er, wo es möglich ist, sich mit andern verbinden.

Ich.

Geschieht dies, so steht nicht mehr wie vordem ein einzelner Mensch gegen einen andern einzelnen Menschen: nun kämpft eine ganze Gesellschaft gegen eine andere Gesellschaft. Es entsteht eine Kraft, welche aus der Vereinigung einzelner Menschen entsteht. Diese einzelne Kräfte, um sich nicht zu hindern und aufzuheben, müssen eine gemeinschäftliche Richtung erhalten. Es muß eine Kraft seyn, welche sie aus ihrer Zerstreuung sammelt, und ordnet. Dies ist eine Wirkung des Geistes; der Geist fängt also an, wirksamer zu werden, seine Eigenschaften erhalten einen Werth, den sie vordem nicht hatten. Sie werden begehrungswerth, es entsteht ein Bedürfnis solche zu besitzen: es entsteht eine neue Art von Stärke, die nun begehrt wird — Klugheit: der Klügste wird nun der stärkste seyn. — Kannst du läugnen, daß dies sehr große Vorschritte sind.

Der Zweifler.

Sehr schwer.

Ich.

Nun wird's also darauf ankommen, welche Gesellschaft die stärkste ist. Die Eigenmächtigkeit wird unter den Verbundenen selbst durch die innerliche Verfaßung ihres Bundes beschränkt werden. Sie selbst unter sich müßen sich schonen, oder sie gelangen nicht zu ihrem Zweck, sie hören auf stark zu seyn. Aber was hält die Eigenmächtigkeit einer Gesellschaft gegen die andere zurück? Nun werden also die Gesellschaften thun, was vordem einzelne Menschen gethan haben; unter den Theilen wird Sittlichkeit seyn, die Körper selbst werden sich hassen, minder schonen, und zu entkräften suchen; denn die Bedürfnisse der Theile sind nicht die Bedürfnisse der Körper selbst.

Auch hier laß uns verweilen, damit wir keinen Anfang der Dinge vorbeigehen. Schon hier, wie du siehst, fängt sich in in sehr kleinem das Spiel an, welches unsre heutige Völker im großen treiben. Diese so kleine unansehnliche kriegführende Mächte sind so zu sagen die ersten Elemente, aus welchen im Fortgang der Welt die Kriegskunst, und Staatsklugheit, und

durch

durch verschiedene Wechsel von Stärke und Schwäche, immer mehrere und grössere politische Körper entstehen, in welchen sich das Recht des Stärkern, und die Begierde nach Macht und Alleinherrschaft in ihrem möglichsten Umfang und Ausbildung darstellt.

Wir sehen also, daß die Völker in demselbigen Verhältnis gegeneinander leben, wie einzelne Personen im natürlichen Zustande: daß sie sogar einerlei Bedürfnisse mit diesen fühlen — Furcht vor Unterdrückung; daß sich die primitive Eigenmächtigkeit nun unter diese geflüchtet, wo sie weniger beschränkt zu seyn glaubt; daß sie aber auch hier ihr Gegengewicht gefunden; daß zu diesem Ende ganze Völker, so wie vordem einzelne Menschen, sich unter sich vereinigen, um das Gleichgewicht herzustellen, sobald es einem unter ihnen gelingen sollte, andere an Macht und Stärke zu übertreffen; daß alle Uebermacht von den ersten Zeiten der Welt an bei allen Schwächern ein gemeinschäftliches Interesse, und den Hang zur Geselligkeit hervorbringt; daß also im Grund die Furcht vor den stärkern vom einzelnen Willen an bis zum policirtesten Volk hinauf die Quelle aller Vereinigung ist; daß alle Furcht

und Schwäche sehr erfindsam ist, um die Stärke unwirksam zu machen; daß am Ende Völker, so wie einzelne Menschen durch ganz ähnliche Erfahrungen einsehen müssen, daß die Stärke allein ein unzureichendes Mittel sey, um zu seinem Zweck zu gelangen; daß sie also nach langen fruchtlosen Versuchen aller Art ihrer Stärke entsagen, sie aus der Welt verbannen, und die Erreichung ihrer Wünsche weit gewisser von demjenigen erwarten werden, wovon alle Stärke nur Beförderungsmittel ist — von der Geselligkeit und Liebe.

Diese Folge hat die Unterdrückung und Stärke: sie wird am Ende das Principium einer allgemeinen Geselligkeit und Liebe, der Mässigung, und Beschränkung seiner Begierden, der Sittlichkeit und Moral. Dies alles wird sie dadurch, daß wir immer mehr erfahren: daß sie kein zuverlässiges Mittel ist, um unsere Absichten zu erreichen; daß sie ein natürliches Gegengewicht hat, — die Geselligkeit und Vereinigung der Unterdrückten; daß sie eben dadurch aufhört, Stärke zu seyn; daß sie unnüz ist, sobald dereinst die Geselligkeit allgemein wird; daß diese allgemein werden muß,

muß, weil kleinere Versuche sich zu verstärken, immer größere Gegenverstärkungen, und folglich von Zeit zu Zeit allgemeinere Verbindungen hervorbringen. Was haben z. B. alle Nationen der Erde durch die erstaunliche Vermehrung ihrer Kriegsheere gewonnen, als daß man ihnen allezeit noch größere entgegengestellt, daß jede die andere so hoch treibt, daß kaum die innerliche Kräfte zureichen; daß doch am Ende kein Kriegsheer eines Staats die Macht aller übrigen Völker in ihrer Vereinigung übertreffen kann; daß sie also am Ende einsehen müßen, daß sie besser thun würden, wenn sie diese Heere entliessen, jeder sich mit dem seinigen begnügte, und das, was sie durch alle Gewalt vergeblich gesucht, in einer wechselseitigen Liebe und Geselligkeit suchten? — So muß am Ende aus der Noth eine Tugend werden, wie dies mehrentheils der Fall ist. So muß aus der langen Erfahrung und endlichen Ueberzeugung von der Unausführbarkeit grenzenloser ehrgeiziger Entwürfe die Sittlichkeit selbst unter die Völker kommen, Schonung, Gerechtigkeit und Genügsamkeit, und mit diesen ein allgemeiner Friede sich über die ganze Erde verbreiten. Warum soll die Eigenmächtigkeit ganz die

nemliche Ursache nicht auch unter Völkern hervorbringen, was sie schon zum größten Theil unter einzelnen Menschen gewirkt hat? Wo die Gründe gleich sind, können es die Folgen nicht weniger seyn.

Doch wir vergessen unser Thema. Dieß alles wäre also die Folge, wenn sich der geschwächte starke mit andern vereinigt, um den ersten Besiz seiner Stärke aufrecht zu erhalten. Wie aber, wenn er dies nicht thut? wenn er niemand finden sollte, mit welchem er sich entgegen verbinden kann?

Der Zweifler.

Dann (er mag nun schwer oder leicht dazu kommen) dann muß er seine eigennüzige Forderungen herabstimmen; er muß die Güte versuchen; er muß das, was er vordem nur durch Gewalt gesucht, bei dieser so veränderten Lage von dem Wohlwollen anderer erwarten; er muß dieses Wohlwollen zu verdienen suchen; er muß zu diesem Ende seiner ersten Wildheit entsagen, die Rechte und gleichgegründete Ansprüche anderer verehren, und menschlicher werden, als er war; er muß einsehen (denn dies hat er nun zur Genüge erfahren) daß die Gewalt nicht alles vermag; daß der Löwe dem Faden folgt, und die Ketten zerreisset; daß

eine

eine übermässige Aeusserung seiner Gewalt die Gewalt selbst zerstöhrt. — So klug, scheint es, habe ihn seine gegenwärtige Lage gemacht.

Ich.

Du räumst nun sehr viel ein, was du noch vor kurzem geläugnet hast. — Der Zustand der Wildheit führt also nach deinem eigenen Geständnis zur Geselligkeit und Cultur. Es konnte nicht geschehen, daß der Mensch ewig in dem Zustand der Wildheit geblieben wäre. Jeder Wilde, so auch der unsrige, mußte durch werdende Bedürfnisse und neue Erfahrungen klüger, und eben dadurch besser und vollkommener werden. So wie sich das Menschengeschlecht vermehrte, mußten durch eben diese Vermehrung sehr natürlich die Bedürfnisse entstehen, welche dies alles bewürken. Die Cultur ist eine unausbleibliche Folge von der Vermehrung unsers Geschlechts, weil diese leztere die Bedürfnisse vermehrt. Du hast also recht geurtheilet. Er wird von nun an dem unbeschränkten Gebrauch seiner Kräfte entsagen. — Dies wird er ganz gewiß thun. Aber, warum wird er es thun, und wie lange wird er es thun?

Der Zweifler.

Wozu diese Fragen?

Ich.

Sie sind von dem größten Gewicht. Sie dienen uns, um die Zuverlässigkeit und Dauer der menschlichen Sittlichkeit und Geselligkeit zu bestimmen, um daraus auf die Gründe und Zuverlässigkeit unsrer heutigen Geselligkeit zu schließen; sie dienen uns, um manche sonderbare Erscheinung, manchen Widerspruch in den Sitten unsrer Zeitgenossen zu erklären.

Der Zweifler.

Unser Urmensch enthält sich des uneingeschränkten Gebrauchs seiner Kräfte, wie ich vermuthe, weil er erfahren hat, daß er sich dadurch mehr schaden als nüzen würde; weil er diesen freien Gebrauch betrüglich, unzureichend, und gefährlich gefunden hat, um seinen Zweck zu erreichen.

Ich.

Also aus Noth, aus Furcht; nicht aus empfundener Liebe und Wohlwollen gegen andere; nicht aus Ueberzeugung einer Pflicht, die er gegen sie dadurch zu erfüllen glaubt; nicht aus Erfahrung und Kenntniß von höhern, grössern, und entferntern Vortheilen, welche er durch dieses freiwillige Opfer zu erreichen hoft; — hiemit nicht aus den höchsten Gründen der

Sitt-

Sittlichkeit. So weit ist es noch nicht. Dazu hat er noch zu schwache Erfahrungen gemacht, dazu ist sein Verstand noch zu wenig ausgebildet. — Also gerade aus denselbigen Gründen, welche noch heut zu Tage den grösten Theil der Menschen von ihrem Hang zu Gewaltthätigkeiten zurückhalten.

Der Zweifler.

Was kann aber dieses schaden?

Ich.

So viel, daß seine Tugend sehr unvollkommen und schwach ist, wenn sie keine andere Gründe hat; daß alle diese Geselligkeit und Liebe wankend und vorübergehend ist; daß also der Grund seiner Seele gar nicht geändert, sein Hang zur Eigenmächtigkeit und Trägheit auf keine Art vertilgt, daß er höchstens nur beschränkt ist; daß also mit der Furcht seine Geselligkeit verschwinden, und die alte Eigenmächtigkeit wieder eintretten wird. — Sind diese Folgen nicht wichtig genug? Wir wollen sie noch weiter entwickeln.

Wenn das innere nicht gebessert ist, so geht also sein Hang, wie vordem, nach einem ungehinderten Gebrauch seiner Kräfte. Er wird alle Schranken hassen, alle Bande mit Unwillen ertragen. Er würde noch immer

nehmen wie zuvor, wenn es bei ihm ganz allein stünde; dieses nehmen würde ihm noch zur Stunde gemächlicher, und seiner Trägheit willkommner seyn. Aber er erfährt Widerstand; dieser Widerstand verhindert nur die wirkliche Aeusserung seines Willens, seines ursprünglichen Triebs. Inner ihm ist der alte Mensch. Die Wildheit ist nicht gebändigt, sie schlummert nur, sie lauert dort auf Gelegenheiten, sie wird den Augenblick erwachen, so bald der Grund, die Schranken hinwegfallen, so bald das Gefühl seiner Stärke wieder lebhafter wird, sobald die Impunität eintretten, und ungestraft beleidigen kann. — Kurz, laß ihn nur wider stark werden -- und er wird handeln wie zuvor.

Der Zweifler.

Die bürgerliche Gesellschaft hat den Ausbrüchen dieser Eigenmächtigkeit ewige und unüberwindliche Schranken gesezt.

Ich.

Nicht ganz wie du glaubst. Die bürgerliche Gewalt hat eben so wenig auf den innern Menschen gewirkt. Alle Geseze veredeln und bessern den Willen nicht; sie hindern nur den Ausbruch; dies ist alles, was können. Sie erwecken Furcht durch die Uebel, welche

sie bedrohen; sie sind also allein genommen, selbst bei der strengsten allgemeinsten Befolgung, ein sehr unzureichendes Mittel zur Beförderung einer höhern Sittlichkeit. Dies wäre das eigentliche Geschäft der Religion; diese sollte dem Staat zu Hülfe kommen. Aber auch diese verfehlt sehr häufig ihren Zweck, und ihre erste Bestimmung. Die Kirche hat sich durchaus nach dem Staat geformt; sie droht und schrökt statt zu belehren; sie will äusserliche Handlungen erzwingen; sie verfolgt jeden, der sich nicht fügt. *)

*) In der vortreflichen gekrönten Preisschrift des Hrn. Rektor Thieme, über die Hindernisse des Denkens sind Gedanken enthalten, welche hieher gehören, und alles erschöpfen was ich sagen könnte. Die Stelle S. 61. ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht anführen sollte.

Wo das Band, welches die Glieder der Kirche verbindet, gemeinschäftlicher Tugendfleis ist, wo sich die gemeine vereinigen, der Schrift, der gesunden Vernunft, und den Landesgesetzen gemäs so viel gutes zu stiften, als jedem Gliede in seiner Lage, und in seinem Wirkungskreise möglich ist: da wird die kirchliche Verfassung ein Beförderungsmittel moralischer Glückseeligkeit sowohl

Alle Folgsamkeit der Menschen, es sey nun im kirchlichen, moralischen, oder politischen Fache, welche sich blos

wohl ganzer Staaten, als einzelner Menschen seyn. Wo nun aber die Kirche das nicht ist, wird man sagen: was ist sie sodann? — Antwort. Sie ist die Gemahlin des Staats, mit welcher er zwar wegen ihres herrschsüchtigen Karakters schon manches eheliches Ungeheuer bestanden hat, mit der er es aber doch noch immer nicht ganz verderben darf, weil sie unter den Kindern und Dienstbothen des Hauses viel Anhang hat. Der Staat vermählte sich mit ihr, daß sie vermittelst der Sitten zum Bau der gesellschaftlichen Glückseligkeit dasjenige beitragen sollte, was der Staat durch Justiz und Miliz nicht bewirken konnte. Sie sollte Gesinnungen hervorbringen, während daß der Staat äusserliche Handlungen hervorbringt. Sie sollte Laster hindern, während daß der Staat Verbrechen hindert. Und sie würde diesen Endzweck erreicht haben, wenn sie demselben getreu geblieben, und zu Erreichung desselbigen wirklich blos moralische Mittel angewendet hätte. Weil sie aber demselben nicht getreu blieb, sondern ebenfalls wie der Staat blos äusserliche Handlungen hervorbringen wollte, und darüber die Gesinnungen

blos allein auf Furcht gründet, ist unzuverläßig und vorübergehend, weil ihr Grund sehr schwankend, und wandelbar ist: denn es gibt Zeiten, wo man nicht allzeit und jeden Menschen schröcken kann. Es gibt Zeiten, Personen, und Umstände, welche über alle Furcht erheben. Und wo diese als die wirkende Ursache hinwegfällt, da muß die Eigenmächtigkeit wieder eintreten,

gen versäumte; weil sie nicht blos moralische Mittel brauchen, sondern Gesetze geben, und das Schwerdt führen wollte, welches doch nur dem Staat zukömmt; weil auch der Staat so schwach war, ihr nicht nur seine Waffen zu leihen, damit sie sich gegen ihn selbst in ihren angemaßten Rechten behaupten könnte, sondern auch wohl gar zu Zeiten sich die Obergewalt im Hause von ihr nehmen zu lassen: so erreicht sie ihren Endzweck nicht. Denn daß die Menschen, welche in einer kirchlichen Gesellschaft leben, eben nicht besser gesinnt sind, als die in gar keiner leben; daß Ausschweifungen, Laster und die gröbste Verbrechen durch die Vorkehrungen der Kirche so wenig gehindert werden, als durch die Vorkehrungen des Staats; das ist ja so klar, als die helle Sonne.

So weit diese in allem Betracht merkwürdige und höchst nüzliche Schrift.

ten, da muß alles wider zum Vorschein kommen, was die Furcht hemmen, oder vertilgen wollte. Wo nicht der Grund der Seele gebessert ist, wo die Triebfedern nicht von höherer Art sind, als Furcht vor der Straffe, oder dem Tadel der Menschen, da kann man zuverlässig vorhersehen, daß jeder dieser Menschen sich manche Abweichungen von der Rechtmässigkeit seiner Handlungen erlauben werde. Dies erfahren wir bei allen geheimen Uebertrettungen der Gesetze, wo der Verbrecher sicher auf Verborgenheit rechnen kann, wo das Beispiel die Verbrechen adelt, wo sie zur allgemeinen Sitte geworden, wo der Verbrecher durch Unterstüzung der Höhern auf Impunität rechnen kann. Unter Völkern sind diese Fälle sehr häufig; aber auch in der bürgerlichen Gesellschaft gibt es Menschen, welche weniger zu fürchten haben. Diese werden auch zuverlässig nicht die Muster der Tugend, der Geselligkeit und Sittlichkeit seyn. — Man frage doch die meisten unsrer heutigen Menschen, was sie vom Laster, von der Eigenmächtigkeit, von der Unsittlichkeit zurückhält. Wenn sie sich selbst kennen, wenn sie sich uns aufrichtig mittheilen wollen: so wird der gemeine Mann sich auf die Furcht vor der Hölle, auf die Furcht vor Galgen und Rad, und der bessere Theil auf Men-

schenfurcht, auf Tadel und Misbilligung derer, mit welchen er lebt, und auf ähnliche Gründe beruffen. Wenn nun keine Hölle, kein Galgen und Rad wäre, wenn unsre Mitmenschen gewisse Handlungen, welche sie nun tadeln und mißbilligen, loben und bewundern würden, was glaubst du, daß geschehen würde?

Der Zweifler.

Ich vermuthe, diese tugendhafte Menschen würden sich sodann eben so leicht zu jedem Laster entschliessen.

Ich.

Dies ist nicht blosse Vermuthung; es ist Thatsache. Es ist eine unleugbare Erfahrung, daß sich die Folgen verändern müßen, so wie sich die Gründe verändern, Wir haben also gar nicht Ursache, unsre heutige Sittlichkeit als die vollkommenste und höchste zu erheben. So weit sind wir noch nicht. Nur die grobe Ausbrüche unsrer Leidenschaften sind gehindert, weil sie Straffe, oder Misbilligung erfahren, welche wir verabscheuen. — Was ich hier von der Sittlichkeit spreche, dies gilt aus denselbigen Gründen von unsrer Geselligkeit und Liebe. Wir haben beinahe keine andere, als wir machen die Noth zur Tugend, wir sind gesellig, weil ein ungeselliges Betragen weniger oder

gar nicht zu unserm Zweck führen würde, wir finden dies im kleinen, wie im grossen, und wir können folgende Säze als allgemeine, unfehlbare, durch die Erfahrung erprobte Regeln aufstellen:

Nur die Bedürfnisse machen gesellig. Unter Menschen, welche gar keine oder sehr schwache Bedürfnisse fühlen, hat auch gar keine, oder nur eine sehr schwache Geselligkeit statt; mit diesen vermehrt oder vermindert sich unsre Geselligkeit.

Wir müssen von andern abhangen, von ihnen fürchten, oder hoffen, um sie zu ehren, oder zu lieben. Aber diese Ehre und Liebe weicht sodann mit der Hofnung und Furcht, und ist folglich keine wahre Ehre und Liebe.

Allen Menschen, mit welchen wir in keinem dieser beiden Verhältnisse stehen, begegnen wir gleichgültig. Wir lieben und hassen, wir ehren und verachten sie nicht.

Gegen Menschen, welche von uns abhangen, welche von uns hoffen, oder fürchten, erwacht unsre erste Wildheit, sobald sie ungestraft erscheinen kann.

Wo die Bedürfnisse nicht einseitig und vorübergehend, sondern wechselseitig und dauerhaft sind, da kann Ehe, wahre Geselligkeit statt finden.

Nur die höchste Sittlichkeit allein, jene, welche sich auf den edelsten und folglich dauerhaftesten wechselseitigen Bedürfnissen gründet, begegnet jedem, ohne Unterschied des Standes, ohne Rücksicht auf zeitlichen Vortheil oder Schaden, auf Tadel oder Lob, Strafe oder Belohnung, nach seinem innern moralischen Werth. Sie liebt jeden aus Ueberzeugung und Pflicht. Sie allein ist die wahre Quelle einer ungeheuchelten Geselligkeit und Liebe.

Aus diesen sehr fruchtbaren Säzen, wenn ich sie anwende, erkläre ich mir unsre heutige Gleichgültigkeit gegen Unbekannte und Fremde, unsre kriechende Gefälligkeit, Schmeichelei, und Niederträchtigkeit gegen Mächtige, Reiche und Große; unsern Uebermuth, Stolz und Verachtung schwacher, armer und geringer Menschen im Ueberfluß und Glück; unsre Mässigung, Bescheidenheit und Hang zur Geselligkeit im Unglück; den Stolz der Vornehmen, und die Selbstgenügsamkeit der Reichen. Ich erkläre mir nicht minder aus die-

diesen zu übermässigen Gefühl der Unabhängigkeit, der Impunität, und des Uebergewichts über andere so manches unartige Betragen des Adels gegen niedrige Stände, so vieler Lehrer gegen ihre Schüler, so mancher Obern, Patronen und Richter gegen untergebene, Clienten und Parteien, der Dienstherrn gegen ihr Gesind, der Männer gegen ihre Frauen, der Eltern gegen Kinder; das rauhe gebietende und ungestümme Betragen des Soldaten, aller Menschen, welche zuverlässig auf höhere Unterstützung rechnen — kurz jedes starken gegen jeden schwachen. Aus eben dieser Quelle erkläre ich mir noch weiter die ausgezeichnete Ungefälligkeit, und das gebietrische aufpochende Wesen gewisser Stände und Menschen in dem Moment, wo man in ihrer Gewalt ist, wo sie wissen, daß sie unentbehrlich sind. Dahin rechne ich die Dreistigkeit und das zwanglose Betragen der Aerzte; die Härte und Unbiegsamkeit aller Pächter von landesherrlichen Gefällen; das beleidigende kurz abgebrochene Wesen aller, welche den Alleinhandel von sehr dringenden Bedürfnissen haben; die bekannte Grobheit aller Schiff- und Fuhrleute, die am Ende durch die häufige Gelegenheiten in habituelle Grobheit übergeht; nicht weniger den lächerlichen Hochmuth und Herabsetzung, mit wel-

welchen manche Bediente in den Häusern der Großen und Vornehmen, im gleichen Ton mit ihren Herren dem verdienstvollesten Mann begegnen, sobald sie gewahr werden, daß er bei ihrer Herrschaft zu suchen hat. Man klagt in sehr vielen Ländern über den Uebermuth der Zoll- und Mauthbedienten; diese Klagen sind um so gegründeter, je grösser die Gewalt ist, die ihnen zu Beitreibung solcher Gefälle durch die Landesverfassung eingeräumt wird. Dieser Uebermuth scheint sich darinn zu gründen, daß diese Leute wissen, daß man in ihrer Gewalt ist, daß man Chikanen scheut, in welche sie jeden sehr leicht verwickeln können; daß im Fall der Klage bei ihren Vorgesezten allzeit die Vermuthung für sie und gegen den Kläger ist. Sie nuzen also diesen Augenblick der Abhängigkeit, äussern sodann die bei jedem Menschen schlummernde Wildheit, fühlen sich dabei als Herren und Gebieter, und entschädigen sich durch diese kurze vorübergehende Herrschaft gegen den bleibenden Druck, den sie von ihren Vorgesezten erfahren.

Diese sind nur einige Fälle vor den hunderten, welche ich anführen könnte. Aber ich denke, schon diese allein sollen beweisen, daß jeder Mensch in dem Moment

ment wild ist, in welchem er kein Bedürfnis fühlt, sich in die Lage anderer zu denken; daß jede Selbstgenügsamkeit dieses Bedürfnis hindert, und ungesellig macht; daß die primitive Wildheit durch die bürgerliche und religiöse Verfassung noch lange nicht gebändigt ist; daß noch sehr sichtbare Spuren vorhanden sind, daß unsre Eigenmächtigkeit nur schlummert, daß ihre Quelle noch lange nicht verstopft ist, daß sie sich unter allen, selbst unter den policirtesten Ständen augenblicklich äussert, sobald mit dem Gefühl von eigner Kraft der Zwang hinwegfällt, sobald die Bedürfnisse aufhören, wechselseitig zu seyn; daß also unsre Geselligkeit nicht auf den solidesten und dauerhaftesten Gründen beruhe; daß sie eben daher abwechselnd und vorübergehend sey. — Wenn dies noch in unsern Tagen geschieht, wie können wir es dem Wilden verargen, daß bei seinem ersten Uebergang zur Cultur die Gründe seiner Geselligkeit minder rein und dauerhaft sind? — Wir wenden uns, wenn du willst, wieder zu ihm. Du sagtest: er müsse nun die Güte versuchen, und seine Forderungen herabstimmen.

Der Zweifler.

Dies sagte ich. Was könnte er ausserdem thun? Dies scheint mir in seinen Umständen das einzige zu seyn.

Ich.

Ich.

Auch ich bin der Meinung. Aber wie soll er sich dazu anschicken?

Der Zweifler.

Er muß dahin arbeiten, daß ihm andere freiwillig abtretten, was er in seiner gegenwärtigen Lage durch keine Gewalt erpressen kann.

Ich.

Dies mag höchstens ein oder das anderemal nicht ohne Erfolg seyn, aber wie kann er erwarten, daß er von andern ewig erhalten werde, ohne etwas dagegen zu geben? Läßt sich dies bei einem so kleinen Vorrath, bei einem noch so ungeübten Wohlwollen seiner Mitmenschen denken, und mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten? Wie bald würde diese unzeitige Freygebigkeit ihren eigenen Wohlthäter zu Grunde richten, indem sie den Hang zum müssigen Leben, und die Anzahl der Müssiggänger über alle Grenzen vermehrt? Dieser Weg kann also gar nicht, oder wenigstens auf eine sehr kurze Zeit zum Ziel führen? — Was muß also weiter geschehen? Unser Mann fühlt Hunger. Andere haben sich in die Mittel getheilt, und der Speise be-

mäch-

mächtiget; Raub und Gewalt vermögen nichts; und der Bettel bringt eben so wenig ein?

Der Zweifler.

Laß uns ein andres Mittel versuchen. Er muß sehen, wie er denen nothwendig wird, die ihm nothwendig sind. So wie er andere braucht, muß er nur machen, daß sie ihn ebenfalls brauchen.

Ich.

Aber wie kann der, der nichts hat, dem nothwendig werden, der alles hat?

Der Zweifler.

Kein Mensch besitzt alles. Jede Stärke hat ihre Schwäche.

Ich.

Welche ist diese Schwäche des stärkern, den er vor sich hat, den er zu seinen Absichten geneigt machen will?

Der Zweifler.

Der stärkere will geniessen, er will so viel geniessen als er kann. Er will aber auch so wenig arbeiten, als er kann. Jede Stärke schläfert ein, sie führt zur Trägheit und Indolenz zurück, sobald die Hindernisse hinwegfallen. Der stärkere hat also andere nöthig,

welche die nöthige Arbeit, sie sey so klein, als sie will, statt seiner verrichten. Er braucht jemand, der statt seiner sammelt, der alles, was er nöthig hat, ihm näher bringt. Er braucht jemand, der ihm seine Hände leiht, um nichts weiter als geniessen zu können. Solche Hände hat der Schwache, diese kann er geben; dagegen kann er Unterhalt finden. Hier ist das Thor, wo er eindringen kann, um sich am Ende des Starken zu bemeistern. Aus dieser Ursache muß er sich in seiner Lage entschliessen, seine Trägheit zu überwinden; dazu machen ihn seine dringende Bedürfnisse geneigt. Er wird nun von dem Wohlwollen anderer weniger erwarten, er wird suchen, ihre Eigenliebe und ihren Eigennuz zu erwecken, an diese wird er sich wenden. Er wird seinen Mitwerbern beweisen, wie nöthig es ihnen um ihrer selbst willen sey, ihm das zu gewähren, was er sucht. — So weit wäre alles einleuchtend und klar. Aber nun dringt sich mir ein Zweifel auf. Wenn der Starke geben soll, so muß er mehr haben, als er selbst braucht. Dies sezt Ueberfluß voraus. Wie kommt er dazu?

Ich.

Der Starke nimmt, so viel ihm gefällt, so viel er kann.

Der Zweifler.

Zu welchem Ende? Jeder Vorrath sezt das Vorhersehen des Mangels voraus.

Ich.

Nicht doch. Er nimmt, geniest davon, so viel er braucht. Das übrige mag verderben. Nun sieht der Schwache, daß der Starke mehr hat, als er braucht. Er wendet sich an ihn, sucht so gut er kann seine Liebe zu verdienen, durch kleine gefällige Dienste, welche er ihm leistet, oder welche dieser von ihm fordert. Der Starke sammelt nun die Erfahrung, daß der Ueberfluß von der Arbeit befreiet; hier entsteht erst der Entschluß, einen Vorrath zu haben, zu sammeln, weil ein Vorrath zu etwas gut ist. — Man kann ungehinderter geniessen, man kann dies um so mehr thun, je grösser der Vorrath ist. Das Bedürfnis, Vorrath zu haben, macht einen noch grössern Vorrath nothwendig, um die zur Beitreibung nöthige Arbeiter unterhalten zu können. — Hier sind die ersten Elemente der Habsucht, der Begierde mehr zu haben, als man selbst verzehren kann. Der erste Mensch, so wie das Kind, nimmt mehr, als er braucht, weil er das Verhältnis der vorliegenden Sache zu seinen Bedürfnissen nicht kennet,

weil

weil er glaubt, daß er alles geniessen könne, was er sieht; der in etwas kultivirte Mensch sammelt, um ungehinderter genießen zu können, um sich durch seinen Ueberfluß von der Arbeit loszukaufen, und seine Miethlinge zu unterhalten. Er sammelt also, um dann durch andere sammeln zu lassen, um Werkzeuge seiner Trägheit zu finden. Die Anzahl dieser giebt am Ende eine Art von Macht. Und in einer spätern Verfeinerung wird der Vorrath (späterhin Reichthum) als ein Mittel begehrt, um mächtig zu werden, um auf andere Einfluß zu erhalten, um mit fremden Händen andere zu unterdrücken. Hier hast du die Geschichte der ersten Triebfedern nach Ueberfluß und Reichthum. Aus diesen Ursachen will der Mensch mehr als er geniessen kann. Dies alles wird sich späterhin noch deutlicher entwickeln.

Nun im Vorbeigehen noch einige nicht gleichgültige Bemerkungen und Schlüsse.

Ehe die Sachen so weit gekommen waren, war jeder Mensch dem andern gleich. Jeder war von dem andern unabhängig und frey. Dies hat sich geändert. Nun tretten auch außer dem Zustand der Eroberung und des Kriegs Unterwürfigkeit und Ungleichheit ein.

Ein Mensch fängt an, sich über den andern zu erheben, weil einer hat, was mehrere brauchen. Die Ungleichheit der Bedürfnisse ist die Quelle davon. Ein Theil der Menschen entsagt seiner Unabhängigkeit, um dafür gutes zu erhalten. Die erste Unterwerfung hat also Wohlseyn, Besserseyn zum Zweck. Niemand hat sich dem andern unterworfen, um schlechter und elender zu werden, als er war. Die erste Herrschaft gründet sich auf wohlthun, und alle Unterwerfung ist bedingt.

Von einer andern Seite werden wir folgendes gewahr.

Arbeitsamkeit und Fleis, folglich Erfindsamkeit sind Kinder des Bedürfnisses, der Schwäche und der Noth. Sehr selten haben Reichthum oder Macht eine große gemeinnüzige Erfindung gemacht. Doch auch diese sind erfindekisch, aber nur in so fern sie schwach sind, in sofern sie Bedürfnisse fühlen. Beide kennen keine Grenzen, sie fühlen also das Bedürfnis noch reicher und mächtiger zu werden, um noch ruhiger zu geniessen. Dies ist, wozu sie ihre Kraft anstrengen, worauf ihre ganze Erfindsamkeit abzweckt.

Neue Situationen geben neue Erfahrungen. Aus unsern Erfahrungen sondern wir unsre Regeln und Grundsätze ab, welche unsre weitere Handlungen bestimmen. Dies muß also auch hier geschehen. Welche glaubst du, daß diese Grundsätze seyn werden?

Der Zweifler.

Wer geben kann, braucht nicht zu arbeiten, er darf wenn er will, nur geniessen. Der Besiz solcher Dinge, welche man entbehren kann, welche andere verlangen und suchen, ist also ein groses Gut, eine sehr begehrungswerthe Sache. Es ist der Mühe werth, diesen Besiz zu erhalten, darinn kommen ganz gewiß beide Theile überein.

Ich.

Kann man zweifeln, daß von nun an die Begierde diesen Besiz zu erhalten, oder zu vergrössern sich sehr wirksam äussern werde.

Der Zweifler.

Unmöglich.

Ich.

Von nun an tritt also das Verlangen nach Ruhe und Genuß weiter zurück. Die Habsucht tritt sogleich an ihre Stelle, und füllt diesen Raum. Spä-

terhin entsteht daraus die Begierde nach Geld; und diese artet am Ende in Geiz aus.

Dieser Besiz kann aber nach dem immer regen Wunsch unsrer Trägheit nie besser als durch die Mitwirkung anderer erhalten werden. Es muß also zugleich das Verlangen nach einem Zustand entstehen, in welchem sich die Mitwürker vermehren, ein Verlangen nach den Mitteln, sich der Kräften anderer nach seinen Absichten ungehindert bedienen zu können — die ersten Keime der Herrschsucht und Macht. Der Starke muß suchen, sich in diesem Besiz zu erhalten, ihn von Zeit zu Zeit zu vergrössern, und zu verstärken. Und der Schwache, der nun arbeitet, weil und solang er schwach ist, muß suchen, zu einem gleichen und ähnlichen Besiz zu gelangen. Beide begehren also Vermögen und Stärke. In allen Menschen entsteht ein wirksames Bestreben, ihren Zustand zu verbessern. So weit ist der Trieb nach Vervollkommnung schon wirklich entwickelt; nun muß das ganze übrige Spiel noch dahin gehen, durch weitere Erfahrungen diesen Trieb zu läutern, zu zeigen, worinn eigentlich wahre Vollkommenheit besteht. Nach dem Gesez der Entwicklung, welches vom niedern zum höhern geht, ist es sehr natürlich, daß im ersten Anfang die

Voll-

Vollkommenheit eher in der Verbesserung des äusserlichen, als innerlichen Zustandes gesucht werde. Jener liegt auch dem Menschen näher als dieser, und schließt sich leichter an die Wünsche und Erwartungen seiner Trägheit. Seine Neigung wird also ganz gewiß zuerst auf das äusserliche, und nur sehr spät auf das innerliche gehen. — Und nun da die ersten Keime dieser Begierden sich zu entwickeln angefangen haben, nun wäre der Grund zu den künftigen mannichfaltigen Auftritten, zu dem ewigen Wechsel von Macht und Schwäche für die entfernteste Zeiten gelegt. Die Begierde sich zu verstärken ist nun der Grundtrieb der Menschen; diese Stärke wird begehrt als Mittel zur Gemächlichkeit und Genuß. Die Kette unsrer Begierden hat sich neuerdings verlängert. Ehedem wollten die Menschen geradezu nur ruhen und geniessen; nun verlangen sie Stärke, nun arbeiten sie sogar, um zu ruhen und zu geniessen. — Die Begierde nach Vermögen und Macht ist also wirkliche Vervollkommnung, eine höhere Stufe auf welcher wir stehen, eine Verfeinerung unsrer Natur. — Kannst du nun sagen, daß es falsch sey, daß ein Bedürfnis aus dem andern entsteht, daß sich diese Bedürfnisse im hinaufsteigen läutern, daß sie dahin abzwecken, unsre Triebfedern zu veredlen,

unsre Trägheit und Sinnlichkeit zu vermindern, unsren Gesichtskreis zu erweitern, unsren Blick in die Zukunft zu schärfen? kannst du läugnen, daß wir durch diesen Weg anfangen, entferntere Güter vorherzusehen, und künstlichere Anstalten zu ihrer Befriedigung zu treffen?

Der Zweifler.

Ich fange an, solches weniger zu läugnen.

Ich.

Wir wären nun so weit, daß die Arbeit dem Menschen nothwendig wird, um Unterhalt zu finden. In den Zeiten, als die freywillige Produkten der Erde dem vermehrten Menschengeschlecht nicht weiter zureichen wollten, als selbst die Jagd keinen hinlänglichen Unterhalt abwarf, konnte diese Arbeit und dieser Dienst in nichts anderem bestehen, als in der Pflege der Heerden. Die Besitzer derselben waren die ersten Fürsten, reiche und mächtige auf Erde. — Noch ehe der Ackerbau, der ordentliche Handel, und vor allem das Geld erfunden war, wozu konnte der Besitz so großer Heerden ihrem Eigenthümer gut seyn?

Der Zweifler.

Er wollte ohne Zweifel geniessen.

Ich.

Ich.

Aber wozu so viele und so grosse Heerden für den Genuß eines einzigen Menschen?

Der Zweifler.

Sie geben den Unterhalt für mehrere Knechte, sie vermehren die Macht ihres Besizers: sie sind Mittel, um sich von den Beschwerlichkeiten der Arbeit loszukaufen, ohne alle Anstrengung zu geniessen. Dies ist, wie du oben bewiesen hast, was die Vergrösserung und Vermehrung seines Eigenthums anziehend und begehrungswerth macht. Dies muß also auch hier statt finden. — Ich werde aber noch eine andere Folge eines vergrösserten Eigenthums gewahr. In den Zeiten, wo der Handel noch sehr schwach, oder gar nicht getrieben wird, muß ein groser Besiz die Neigung zum Mitgenuß, und Theilnehmung anderer, die Gastfreyheit befördern — eine Tugend, welche vorzüglich unter Hirtenvölkern gefunden wird, welche in jedem Weltalter jedem vermöglichem Mann eigen ist, der sein Eigenthum nicht selbst verzehren, oder gegen andere Dinge vertauschen kann. Daher, wie mir scheint, die Gastfreyheit unsrer Stammeltern, der Deutschen, selbst noch in den Zeiten der Feudalanarchie, selbst

noch heut zu Tag bei allen, die fern von grossen Städten wohnen, wo sie ihren Ueberfluß gegen die Waaren des Luxus nicht vertauschen können, wo ein grosser Vorrath gegen eine kleine Sache hingegeben werden kann, in der Absicht, sich von andern äusserlich zu unterscheiden, wo die Neigung zum Pracht und zum Luxus nicht so entwickelt ist.

Ich.

Nicht genug. Dieser Ueberfluß kann vorzüglich dienen, um solchen gegen fremden Ueberfluß zu vertauschen, gegen das, was uns fehlt. In dieser Periode des menschlichen Geschlechts fangen die Bedürfnisse an, häufiger und mannichfaltiger zu werden, als daß ein und derselbige Mensch im Stande wäre, alles hervorzubringen, wodurch sie gestillet würden. Einige werden gewahr, daß es nun Menschen giebt, welche diese Bedürfnisse fühlen, wodurch sie diesen nothwendig werden können; sie entdecken also ein neues Mittel, um Unterhalt, um das zu finden, was ihnen fehlt: sie theilen sich von nun an in die Arbeit; sie überwinden ihre Trägheit, und bringen die Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse hervor. Nun wird der Ueberfluß noch begehrungswerther, als zuvor, wir entdecken

an

an ihm eine neue Eigenschaft, wodurch er uns anzieht, wir können dagegen erhalten, was uns fehlt. Es vergrössert sich die Neigung, mehr hervorzubringen, als man ausserdem gebraucht hätte. Die Arbeitsamkeit und die Anzahl der Arbeiter werden vermehrt. Wo Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung unter Menschen getheilt und vermehrt sind, da muß unfehlbar eine Neigung zum Tausch entstehen. Man erkennt alle neue und vormalige Güter in einer ganz neuen sehr anziehenden Eigenschaft. Vordem waren sie Mittel zum unmittelbaren Genuß, Mittel, um Mitwirker zu erhalten, welche unsre Arbeit verrichten. Nun werden sie Mittel, um andere fehlende Güter zu erhalten, von allen zu geniessen, und sogar der Beschwerlichkeit des eignen Hervorbringens entübrigt zu seyn. Mein Ueberfluß stellt nun alle Güter der Welt vor. Um seinetwillen arbeiten alle Hände für mich. Dies muß seinen Werth, und den Reiz, solchen zu vermehren, unendlich erhöhen. Es muß aber die Sinnlichkeit erhöhen, weil es nun möglich wird, viel und mancherlei zu geniessen. Nun entsteht also die Neigung zum Tausch. Diese Neigung ist eine sehr große Wohlthat für unser Geschlecht. Sie ist ein sehr großes Mittel zur Entwicklung unsrer Kräfte durch die Folgen, welche sie begleiten.

Der

Der Zweifler.

Welche sind diese Folgen?

Ich.

Eine noch weitere Vertheilung der Arbeit. Wer mit andern tauschen will, muß besizen, was andere verlangen. Wenn er es nicht besizt, so muß er suchen, solches hervorzubringen. Wo ein Tausch statt haben soll, müßen mancherlei Bedürfnisse seyn, und muß mancherlei hervorgebracht werden. Wäre unter Menschen keine Neigung zum Tausch, wären ihre Arbeiten weniger oder gar nicht vertheilt, so müßte jeder nur eine und dieselbige Arbeit verrichten. Jeder müßte z. B. pflügen, säen, erndten, jeder müßte das Eisen schmieden, den Pflug und die dazu nöthige Werkzenge verfertigen, sich selbst kleiden, nähren und verpflegen. Jeder würde dem andern unnüz und entbehrlich seyn: alle Geselligkeit, alle fortschreitende Entwicklung unsrer Kräfte würde gehindert, wir würden nichts mehr als Wilde seyn, und zu ewigen Zeiten verbleiben. Durch die Neigung zum Tausch, und durch die Vertheilung der Arbeit ändert sich dies alles. Der Mann, welcher die Waffen und den Jagdzeug bereitet, kann nun eben so gut essen, als ob er selbst ein Jäger wäre. Wer seine

ne Mitgenossen mit Kleidern versorgt, wer ihnen bequeme Wohnungen baut, Unterricht ertheilet, ihre Streithändel beilegt, kann nun diese Art von Dienst ganz allein verrichten; er kann dabei leben und essen, als ob er selbst ein Jäger, ein Hirt, ein Ackersmann wäre. Jeder arbeitsame Mann ist von nun an Theilnehmer an allem. — Was noch wichtiger ist, durch die Vertheilung der Arbeit wird der Unterhalt vervielfältigt, mehrere Familien können sich ernähren, die Bevölkerung wächst, mit ihr die Bedürfnisse, und der Wohlstand wird allgemeiner. Nun entstehen so viele Nahrungszweige und Gewerbe, als Bedürfnisse der Menschen sind. Jeder kann nach geschehener Vertheilung der Arbeit in ungleich kürzerer Zeit häufigere und bessere Arbeiten hervorbringen. Er gewinnt sogar so viel an der Zeit, daß er sein Gewerb durch Erfindung nuzbarer Maschinen unendlich erleichtern kann. Wer fleißig arbeitet, kann sehr viel vertauschen und geniessen. Im Grund ist also Arbeitsamkeit der solideste Reichthum, und das sicherste Mittel zum Genuß von aller Art. Jeder Mensch ist reich oder arm, kann geniessen, oder muß entbehren, in dem Maas, als er durch seine Arbeit mehr oder weniger tauschbare Dinge hervorbringt. Nun muß also ganz gewiß unter Menschen

schen die Neigung entstehen, viele tauschbare Dinge zu besitzen; und da solche unter diesen Umständen nicht leicht ohne Arbeit können erhalten werden, so muß sich nicht minder ein sehr großer Hang zur Arbeitsamkeit äussern. Belebung der Industrie ist also eine nothwendige Folge. Diese kann sich nur vermindern, sobald es möglich wird, viele tauschbare Dinge ohne Arbeit zu erhalten. Dann tritt sogleich die alte Trägheit wieder ein, und zieht diesen ungleich bequemlichern Weg dem minder bequemlichen vor. Wir werden bald erfahren, daß sich die Gelegenheit dazu darbietet, welche der Mensch, wo er kann, sicher nicht verschmäht.

Der Zweifler.

Aber nicht jeder braucht, was ich zu geben habe?

Ich.

Dieser Unbequemlichkeit kann durch eine Reihe von Tauschhandlungen mit verschiedenen Personen abgeholfen werden. Im Anfang war auch diese Unbequemlichkeit nicht so groß, als sie heut zu Tag seyn würde: indem die meiste Hervorbringer Miethlinge, Leibeigene, Knechte und Mitglieder einer Familie waren, die nur für ihren Herren arbeiteten, von welchen sie den Unterhalt erhielten. Die meiste Bedürfnisse

konnten also in der Familie selbst befriediget, und gegen einander vertauscht werden. Der eigentliche grössere Tausch konnte eigentlich nur zwischen den Häuptern der Familien und Stämme statt finden. Aber da sich die Familien vermehrten, und mehrere Menschen mehr für sich, als für andere hervorbringen konnten; da mußte sich freilich die Schwierigkeit zu vertauschen von Tag zu Tag vermehren. Die bisherige Art mußte die Leichtigkeit zu tauschen, von welcher so vieles abhängt, unendlich erschweren. Es mußte folglich das Bedürfnis nach einer Waare entstehen, welche alle tauschbare Sachen vorstellt, welche jeder braucht, und sehr gern nimmt, weil er alles dagegen erhalten kann. Dazu war nicht jede Waare geschickt: sie sollte in sich die Eigenschaften vereinigen, daß sie seltener, dauerhaft, und theilbar war. Diese Eigenschaften vereinigen sich in dem Silber und Gold, und zum Theil in dem Kupfer. Nun war es aber sehr nöthig, dem Verkäufer einige sehr gerechte Bedenklichkeiten zu benehmen, ihn gegen allen Betrug zu versichern. Er müßte überzeugt werden, daß er wirkliches Gold und Silber in der bedungenen proportionirten Quantität und Qualität gegen seine Waare erhalten werde. Die neue Weitläufigkeiten des Abwägens und

Pro-

Probirens konnten nur durch das Zeugniß eines dritten bei diesem Tausch uninteressirten angesehenen glaubwürdigen Mannes entfernt werden.

Dieses Zeugnis liegt in dem Obrigkeitlichen Gepräg. Und geprägtes seltneres Metall, Kupfer, Silber, Gold erhielt von nun an den Namen des Geldes. Auf diese Art wurde die Waare gefunden, welche alle tauschbare Dinge vorstellt. — Und diese Waare ist das — Geld.

Die Erfindung des Geldes ist zwar eine sehr alte, aber zugleich in einer andern Rücksicht sehr späte Erfindung. Sie sezt den Gebrauch der Sprache samt einem gewissen Grad der Cultur voraus, kraft welches die Neigung zu tauschen schon sehr lebhaft geworden, und manche ältere übel geratbene Versuche hervorgebracht hat. Sie sezt zugleich eine bestimmtere Ordnung in der Gesellschaft, die Bekanntschaft mit häufigen Bedürfnissen, und eine gemeinschäftliche Obrigkeit voraus. Noch nothwendiger war es, daß der Bergbau und die Schmiedekunst nicht blos getrieben, sondern auch auf einen gewissen Grad verfeinert wurden. Diesen allem mußte die Erfindung des Feuers vorhergehen. Nur dann erst konnte diese große Erfindung geschehen.

Der

Der Zweifler.

Diese Einführung des Gelds mußte, wie es scheint, die reg gewordene Leidenschaften der Menschen in eine noch grössere Gährung bringen.

Ich.

Ganz gewiß. — Nun sage. Warum wurde das Geld erfunden?

Der Zweifler.

Um den Tausch zu erleichtern.

Ich.

Laß uns diesen Zweck vor Augen haben, und daraus folgern. Das Geld ist also nach seiner ersten Bestimmung ein Surrogat der Waare. Es muß folglich von ihm alles gelten, was von der Waare gilt. Es hat mit dieser einerlei Bestimmung und Werth: es hat sogar ohne Waare, welche es vorstellt, gar keinen Werth. Es sezt seiner Natur nach den Umlauf der Waaren voraus, und muß mit, und durch diese selbst umlaufen. Sein Umlauf wird gehindert, sein Werth herabgesezt, sobald entweder wenige Waaren vorhanden sind, oder die Veräusserung derselben verbotten ist. Das Geld ist selbst Waare, aber eine Waare, welche den Tausch erleichtern soll; was den

Tausch erleichtert, befördert eben dadurch die Arbeitsamkeit, giebt ein Interesse hervorzubringen, und entwickelt unsre Kräfte. Folglich soll das Geld nach seiner ersten Bestimmung ein Mittel seyn, die Industrie zu beleben, und unsre Kräfte zu entwickeln. Wo also der Umlauf des Geldes gehemmet ist, da ist keine Industrie, keine Entwicklung der Kräfte, da ist Wildheit und Barbarei. Die Ungleichheit der Reichthümer hemmt diesen Umlauf. Folglich ist sie die Quelle des Verfalls von Fleis und Cultur. Aller Gebrauch des Gelds, der die Industrie belebt, ist wohlthätig und vernünftig; alles übrige ist Misbrauch dieser Erfindung. Das Geld ist also um des Handels willen, und nicht der Handel um des Geldes willen. Vermehrung des Gelds soll also niemalen der Zweck eines handelnden Volkes seyn; aller Handel, welcher noch vollends nur dazu dienet, um wie beim Alleinhandel nur einige Menschen zu bereichern, ist durchaus schädlich. Eine kleine Quantität des Gelds, welche umlauft, erreicht ihren Zweck weit sicherer, als eine grössere, welche nicht umlauft. Nur das umlaufende Geld ist es, wornach der Reichthum oder die Armuth einer Nation kann bestimmet werden. Eine Nation kann daher bei sehr viel Geld, bei den ergiebigsten Gold- und Silberbergwer-

ken arm und elend seyn, oder wenigstens werden. Die Arbeitsamkeit allein ist der solideste Reichthum. Wer sein Volk reich machen will, muß diese beleben. Reichthum an Geld ist ihre unausbleibliche Folge, die niemalen erscheint, sobald sie zum Zweck gemacht wird. Wo keine Arbeitsamkeit ist, ist auch kein Geld, und keine Entwicklung des Geistes. — Diese ist, wie du einsehen mußt, die einzige wahre Bestimmung des Geldes. Aber unsre unaufhörlich wachsame Trägheit, welche nur aus Noth, und so zu sagen aus Verzweiflung, ohne daß ihre Quelle verstopft war, zur Arbeitsamkeit gebracht wurde, hat auch hier ein offenes Thor gefunden, und die Wirkung zur Ursache, und das Mittel zum Zweck gemacht. Sie hat sich des Geldes bedienet, um gar nicht, oder weniger zu arbeiten. Zum Theil war der Grund dazu schon vor der Erfindung des Geldes gelegt, das Geld selbsten hat diese schlummernde Neigung nur erweckt, mehr ausgebildet, und wirksamer gemacht.

Der Zweifler.

Wie dies, wenn ich bitten darf?

Ich.

Nach den oben angeführten Gründen ist der Mensch arbeitsam, um vertauschen zu können, und wozu wollte

vertauschen, wenn er nicht geniessen wollte? Froher Lebensgenus ist also der eigentliche, obgleich nicht der reinste Grund von der bisherigen Anstrengung seiner Kraft. Vermög unsrer Trägheit, dieser Erbsünde unsres Geschlechts, würden wir gar nicht arbeiten, wenn wir ohne Arbeit eben so gut geniessen könnten. Diese Grundneigung bleibt, und sie wird allzeit wirksam werden, wo Gelegenheit ist, sich ungehindert zu äussern. Vor der Erfindung des Geldes war diese Gelegenheit nur so zu sagen in ihrem Keim. Man sah dunkel vorher, daß derjenige weniger nöthig haben würde zu arbeiten, welcher so glücklich gewesen wäre, einen großen bleibenden Vorrath zu sammeln. Man hat dies im kleinen so gut, als möglich war, versucht; aber wie sollte man einen grössern Vorrath sammeln, und bewähren? Die allererste Reichthümer der Welt waren

Plura domi fraga, & majores glandis acervi.

Diese waren nicht von der Art, daß sich große Schätze in einem kleinen Raum auf eine lange Zeit gegen alles Verderbnis versichern liessen. In den darauf folgenden Zeiten,

— Cum jam glandes, atque arbuta sacrae
Deficerent silvae, & victum Dodona negaret.

als noch kein Ackerbau war, und große Strecken Landes

des offen stunden, welche die Heerden jener Zeiten nach und nach abweiden konnten, da lies sich zur Noth ein ähnlicher Vorrath an Vieh und Heerden sammeln, und auf längere Zeit bewahren. Dies war auch der eigentliche Reichthum dieses Weltalters, und der lateinische Name des Geldes, so wie das älteste Gepräge der Münzen, hat sogar seine Form und Benennung davon. Aber, als die Weiden seltener wurden, weil die Menschen einander näher rückten, da muste es in der Folge ganz unmöglich werden, grose Schäze zu häufen. Selbst der Ackerbau konnte diesem Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Beschaffenheit der ersten Reichthümer war also dem Anhäufen groser Schäze, in der Absicht, sich von der Arbeit los zu kaufen, durchaus entgegen. Aus dieser Verlegenheit half die spätere Erfindung des Geldes. Nun war die Ungleichheit der Reichthümer eine sehr mögliche Sache. Nun wurde möglicher, was man lange vorher vergeblich gesucht hatte. Nun liesen sich auf ewige Zeiten ungeheure Summen in einem sehr mäsigen Raum verbergen und bewahren; nun muste jeder einsehen, daß demjenigen, in dessen Gewalt ein solcher Schaz wäre, alles zu Befehl stehe; daß er alles geniessen könne, ohne zu arbeiten. Was war natürlicher, als daß von

nun an alle Neigung auf das Geld fiel? Das Geld wurde von nun an durch die Eigenschaft, daß es sich anhäufen läßt, der Abgott der Welt, und was nach seiner Grundbestimmung die Industrie beleben sollte, dies wurde nun durch eine sehr natürliche Verwechslung der Mittel mit der Absicht selbst dazu gebraucht, um allen Trieb zur Arbeit zu ersticken, um die Trägheit zu befördern. Das Geld, das vordem bloßes Mittel war, wurde von dieser Zeit an als Zweck begehrt.

Der Zweifler.

Was kann dies schaden?

Ich.

Sehr viel, wie du sogleich erfahren sollst. Das Reich der Trägheit und der heutigen Sinnlichkeit, gründet sich darauf. Aller Misbrauch des Geldes, alle so traurige und widrige Folgen von der Einführung des Geldes, entspringen aus dieser Quelle. Hätte der Mensch auch späterhin das Geld nur als Mittel zur Belebung der Industrie begehrt; so würde er diesem Mittel niemalen einen größern Werth als dem Zweck selbst beigelegt haben. Er würde das Geld so wenig, als vordem die Waare, welche es nur vorstellt, wodurch es ganz allein einen Werth hat, unmäßig gehäuft haben.

Der Zweifler.

Du wolltest also, daß gar kein Geld gesammelt, und angehäuft würde?

Ich.

Eigentlich ist dieses Anhäufen der Bestimmung des Gelds vollkommen entgegen, wenn es nicht aus der Ursache geschieht, um durch dieses Anhäufen selbst die Industrie mehr zu beleben, um grössere und gemeinnützigere Unternehmungen zu machen. Aber diese ist selten die Absicht desjenigen, welcher Schäze sammelt, und wenn sie es anfänglich ist, so verliert sie sich sehr bald. So wie man sich von dieser Absicht entfernt, müßen für das ganze sowohl, als für die Sittlichkeit des Sammlers sehr üble Folgen entstehen. Oder sage mir, warum kann man ausserdem mehr Geld verlangen, als man nöthig hat, um seine Bedürfnisse zu bestreiten? Ich denke mir folgende Ursachen. Wer Geld häuft, kann dieses in der Absicht thun, um solches zu verzehren. Wenn er nichts weiter als Waare hätte, würde es unmöglich seyn, so viel zu verzehren, weil sich nicht so viel aufbewahren läßt, und weil der Tausch von Waare gegen Waare nicht so schnell, und leicht, und allgemein geschehen kann. Ein Sammler dieser Art wird also suchen, seinen Genuß so viel möglich zu erweitern und zu ver-

verfeinern; er wird suchen, sich dadurch von andern zu unterscheiden. Aus dieser Quelle werden Pracht und Verschwendung, Luxus und Hang zur Sinnlichkeit entstehen. Das Anhäufen des Gelds hat alle diese Uebel, welche vor der Erfindung des Gelds beinahe unmöglich waren, erst entwickelt, und zur Wirklichkeit gebracht. Diese sind aber nicht die einzige üble Folgen, welche daraus entspringen. Es kömmt auf die weitere Absichten des Sammlers an, um eine neue Quelle neuer Uebel gewahr zu werden. Es kann geschehen, daß der, welcher Schäze sammelt, sie in der Absicht sammelt, um andere zu seinen Diensten zu erkaufen, um sie von sich abhängig zu machen. Er wird also Schäze sammeln, um zur Herrschaft und Macht zu gelangen. Oder endlich man hat erfahren, daß ein Vorrath gegen alle Unfälle des Lebens, und gegen allen künftigen Mangel hinlänglich versichert, man wird, um gegen diesen Mangel gesicherter zu seyn, so wenig verzehren als möglich ist, man wird sich am Ende mit dem blossen Besiz, mit der Möglichkeit zu geniessen, ganz allein begnügen; man wird also das Geld um des Gelds willen lieben, und daraus werden erst Sparsamkeit, dann Kargheit und Knauserei, und am Ende die widernatürlichste aller Neigungen, der Geiz

ent-

entstehen — jene Neigung, welche macht, daß man niemand liebt, und von niemand geliebt wird. Alle diese sind Folgen von der Anhäufung des Gelds. Sie hätten nie, wenigstens niemal in dieser Form in einem so sichtbaren Grad erscheinen können, wenn nicht durch die Erfindung des Gelds die Anhäufung eines grossen Vorraths und Schazes möglicher geworden wären. Nun sehen wir nicht mehr in dem Geld, was wir sehen sollten. Wir betrachten solches als Mittel, ohne Arbeit alles mögliche zu geniessen, als Mittel, um zur Macht und Herrschaft zu gelangen, als Mittel, uns von der Furcht des Mangels zu befreien. Nun erst da der Mensch ein Gut, das er vordem nicht kannte, kennen gelernet, ein Gut, welches die Eigenschaft hat, nicht blos vor Mangel, sondern auch gegen Arbeit zu schüzen, wodurch er alle Bande, mit welchem bisher wider Willen seine Trägheit gefesselt war, auf einmal zerreissen, und ohne Arbeit so viel, wo nicht alles, geniessen kann; ein Gut, welches zureicht, alle Bedürfnisse des Lebens zu stillen, um welches alle ihm bekannte Güter der Erde, ja sogar Menschen von aller Art und von allen Ständen feil und zu Geboth stehen, welches alles vorstellt, sich in's unendliche sammeln und anhäusen läßt, und eben dadurch alles nur mögliche

gewährt: — Nun sage ich, da der Mensch ein Gut dieser Art kennen gelernet, nun mußte ihm solches ganz gewis als das erste aller Güter erscheinen; derjenige, so dessen am meisten besizt, mußte von ihm als das Ideal menschlicher Glückseeligkeit und Vollkommenheit angestaunet werden. Seine ganze Neigung mußte auf ein so vorzügliches Gut fallen. Nun hieß es

— — — Quaerenda pecunia primum,
virtus post nummos.

Der Werth des Menschen mußte von nun an nach dem äusserlichen und der Größe des Aufwands geschäzt werden; alles wird dem Geld aufgeopfert, und untergeordnet werden; alle Wege werden willkommen seyn, um solches zu erhalten, unsre ganze Denk- und Erfindungskraft wird nur thätig seyn, um neue bequemlichere Erwerbungsmittel zu erfinden. Jeder wird reich scheinen wollen; man wird ohne Ziel und Maas verzehren, und über seine Kräfte geniessen, es jeden andern gleich thun wollen, zu diesem Ende Schulden über Schulden häufen, seinen Wohlstand und seine Ruhe zu Grunde richten. Die Lust zur Arbeit und die hervorbringende Classe der Menschen werden sich vermindern, und leztere von den vielen Schwelgern gedrukt werden; der Müssiggang, der Hang zum Genuß, Lu-

xus, und Schwelgerei aller Art werden überhand nehmen und alle Industrie und Künste nach und nach verfallen. Es wird sogar ein neuer sehr schädlicher Stand von Menschen entstehen, welcher blos vom Wucher und Geldrenten lebet, und den Werth der liegenden Gründe, den Handel, Acker und Feldbau herabsezt. Diese sind die Folgen von der Anhäufung des Gelds, von der Ungleichheit der Reichthümer. Dadurch ist nun eine ganz neue Art von Stärke entstanden, welche die vormalige Trägheit neuerdings befördert und begünstigt. Nun wenn wir in unsrer Vervollkommnung weiter rücken sollen, müssen neue Bedürfnisse entstehen, welche uns reizen, dieser neuen ungleich gefährlichern Art von Stärke ein Gegengewicht zu sezen, und sie unwirksamer zu machen.

Die traurigste Wirkung von der Liebe zum Geld und von der Ungleichheit der Güter ist ganz gewiß, daß sie allen Gemeingeist erstikt, gegen alles hohe und grosse gleichgültig und minder empfänglich macht, die Eigennüzigkeit und die Interessen der Menschen vermehrt, und vervielfältiget, sie gegen einander stößt, und eine unerschöpfliche Quelle von Zwietracht und Haß wird. Für Freystaaten sind diese Folgen noch gefährlicher, als für Monarchien. Auch war allzeit ihr Un-

tergang die Folge eines übermässigen Reichthums, und der zu grossen Ungleichheit der Güter. Rom hat solches erfahren. Die Eroberung von Asien, Griechenland und Egypten, die Schäze des Antiochus haben diese stolze Weltgebietende Republick zernichtet. Alle Freystaaten können sich von einer gleichen Anhäufung des Gelds ein gleiches versprechen.

Aller Orten, wo des Geldes zu viel, in zu ungleicher Vertheilung ist, werden sich die Quellen des allgemeinen Wohlwollens und der Menschenliebe vermindern, weil die primitive Trägheit wieder eintretten, und nunmehr kaufen oder erpressen kann, was man vordem nur durch Bitten oder Gegendienste erhalten konnte. Allzeit wird der Reiche gebieten, und den Ton angeben; eine neue Abhängigkeit wird entstehen, der Verfall der Sitten, und die Knechtschaft werden erscheinen. Der Reiche wird sich selbst genug, aufgeblasen, und stolz, der Arme niederträchtig und faul seyn. — Diese sind die Folgen von der Anhäufung des Geldes.

Der Zweifler.

Das Geld hätte also unter den tausend Sünden auch noch diese auf sich liegen, daß es die Wildheit und Ungeselligkeit vermehrt? Wie kömmt dies? Es hat

hat ja nach deinem eigenen Vorgeben den Tausch erleichtert, und folglich den Verkehr unter Menschen befördert?

Ich.

Vermehrt und vermindert, wie du willst. Es hat Welttheile verbunden, und Familien getrennt. Es hat die Geselligkeit vermehrt im ganzen und im großen, aber es hat sie auch vermindert im kleinern, engern, und gesellschaftlichen Kreise. Wenn es wahr ist, daß unsre Bedürfnisse die Quelle aller Geselligkeit und Liebe sind, daß sich Menschen einander nähern, weil sie andere nöthig haben, um ihrer Schwäche zu steuern: so muß sich diese Geselligkeit und Liebe nothwendig vermindern, sobald unsre Bedürfnisse aufhören, wechselseitig zu seyn. „Reichthum und Macht bringen diese Folge hervor: sie gründen eine Ungleichheit, sie machen, daß viele, sehr viele einen einzigen brauchen, der sie nicht wieder entgegen braucht, oder wenn er sie brauchen sollte, ihre Dienste erkaufen, oder erpressen kann. Dazu braucht man keine Liebe. Dies verursacht aber auch, daß Reichthum und Macht die stärkste Gegner der Sittlichkeit und aller wahren Geselligkeit sind. Wo die Bedürfnisse zu ungleich, und zu einseitig sind, da hängt ein Theil zu sehr, und der andere zu we-

wenig von dem andern ab: da geht alles Gleichgewicht verlohren: da entsteht eine neue Art von Stärke und Impunität, ein neues eigenes Gefühl von Unabhängigkeit; und nie waren Stärke und Unabhängigkeit gesellige Eigenschaften des Menschen. Jedes zu starke Gefühl seiner selbst ist mit Stolz und Verachtung anderer verbunden; sogleich erwacht die noch nicht gebändigte ohnehin nur schlummernde Wildheit der ersten Welt. Stärke bleibt Stärke, sie handelt als solche, und sie zeigt sich in allen Gestalten. Sie schont, wo sie kann, keine Rechte des Schwächern; sie nimmt, wann und wo es ihr gefällt. Wenn der größere Theil der Menschen alle Fesseln seiner Eigenmächtigkeit nur mit Unwillen trägt, wie ist es möglich, daß nicht jeder es versuchen, oder wünschen sollte, am wenigsten beschränkt zu seyn? Warum soll es nicht den meisten willkommen, sehr willkommen seyn, sich durch die Bande der Gesellschaft zur Impunität hinauf zu arbeiten, in dem Zustand zu leben, als ob diese Gesellschaft gar nicht wäre, in sofern sie ihn beschränkt, als ob sie blos allein wäre, in soferne sie ihm nüzt? — die Gesellschaft selbst als Mittel zu benuzen, um noch stärker zu werden, als er war? Was kann erwünschter seyn als die Kraft jeden, der sich nicht in meine Absichten fü-

gen will, mit seinen eigenen Händen zu binden, durch kluge Benutzung anderer, Herr ihrer aller, Herr der ganzen Natur zu seyn. — Denn diese Leidenschaft kennt keine Grenzen? Dies ist, was schon in der Eigenmächtigkeit des Wilden nur als Keim liegt. Auch er würde die Herrschaft der Welt nicht weniger begehren, wenn er wüste, was die Herrschaft der Welt ist. Dies macht, daß alle Triebe des aus der Wildheit hervorgehenden Menschen auf diese Macht losarbeiten, daß sie das Ziel seiner Wünsche ist, daß die Liebe zur Macht durch die Cultur, durch die Kenntnis allgemeinerer Gegenstände, eines ausgedehntern Wirkungskreises erst ihre gänzliche Ausbildung erhält. Wer die Macht hat, hat alles, was er begehren kann. Warum soll der Mann liebkosen oder bitten, der nur nehmen und befehlen darf? Ist dieser Weg nicht ungleich kürzer? Wodurch wird unsre schlummernde Trägheit besser befriedigt? Muß hier nicht der sehr natürliche Gedanke entstehen, daß er der Starke (und jeder Reiche ist stark) ein Wesen von höherer Art sey; daß andere Stände und Menschen nur um seinetwillen geschaffen sind, daß er diesen ausser Geld und Schuz zu keinen Gegendiensten verpflichtet ist; daß sie sämtlich seine Knechte, oder seine Miethlinge sind? — Und

wenn uns einmal Menschen aus diesem herabsezenden Gesichtspunkt erscheinen, ist es möglich, daß wir sie wahrhaft schäzen, oder lieben? können wir lebhaft denken, daß sie mit uns einerlei Naturursprung und Bestimmung haben — sie, die wir so wenig brauchen, die sich selbst an uns verkaufen, die so oft ihre Würde verläugnen, auf jeden Wink zu jeder Niederträchtigkeit bereit stehen, um uns zu gefallen, um ihren Hunger zu stillen, um sich in unsrer Sonne zu wärmen? können wir sie achten — sie, die so weit unter uns stehen, die uns selbst in dem Wahn erhalten, daß wir alles, und sie — nichts sind? — Wahrlich! die Arme und die Schwache sind die Verführer der Großen und der Reichen! — Wären in dieser Welt unter Menschen keine eigennüzige Schmeichler der Großen, es gebe sicher keinen aufgeblasenen Verächter, Unterdrücker und Despoten.

Darum ihr! die ihr dürftig seyd, und in der Tugend noch keine Fertigkeit habt, zittert vor jedem Reichen. Dort, wo der Reichthum ist, ist auch zugleich eine Art von Macht. Niemand giebt, ohne zu nehmen, und der so nimmt, verkauft sich. In dem Geldschrank des Reichen liegen eure Ketten. Er kann,

wenn er nur will, der Herr eurer Ehre und Pflicht, eurer Tugend und Freyheit werden. In jedem Land, bei jedem Volk, wo die Ungleichheit der Reichthümer zu gros ist -- da ist es auch um Freyheit, Tugend, und Sittlichkeit geschehen —, da giebt es keine Menschen oder Bürger; da giebt es etwelche Despoten; alle übrige sind Knechte, welche feil stehen, und ihren Käufer erwarten. Zum Glück kann niemand allzeit, und ewig, und allen geben. Darum giebt es auch keine ewige Herren, keine ewige Knechte; darum liegt es in der Natur, daß Große klein, und Kleine groß, daß Reiche arm, und Arme reich, daß Mächtige schwach, und Schwache mächtig werden. Darum ist unsre Geschichte die Geschichte des Wechsels von Armuth und Reichthum, von Stärke und Schwäche, vom Aufblühen und Verfallen einzelner Menschen und ganzer Nationen. — Reichthum, und Geld wirken also sehr auf die mindere Geselligkeit des Menschen. Aber noch allgewaltiger wirkt die Macht. Selbst die Reichen zittern davor. Der Mächtige braucht nur zu wollen, so ist nur ein Eigenthum, und der Eigenthümer ist — Er. Macht wirkt bei den Menschen eines der dringendsten und ersten Bedürfnisse — Furcht. Mächtige hängen nur durch sehr wenige Bedürfnisse

mit der übrigen Welt zusammen. Zum Glück brauchen sie Niedrige und Schwache, um ihren Glanz zu erhöhen? oder wer ist groß, wo niemand klein ist? Zum Glück foltert sie die Langeweile, diese treue Gefährtin, dieses Gegengewicht aller Hoheit und Größe. Der gütige Himmel hat dieses sehr dringende Bedürfnis mit grosser Weisheit in die Seelen der Mächtigen gelegt, um sie in der übrigen Welt nicht zur Insel zu machen, um den Trieb nach Geselligkeit unter allen Menschen zu erhalten, um dadurch manche gefährliche Ausbrüche der Eigenmächtigkeit zu vermindern. — Eine Gewalt, welche auch darüber erhaben wäre, würde zur Zerstöhrung gegeben seyn: denn sie hätte keine Grenzen.

Der Zweifler.

Beinahe gerathe ich in Versuchung, es mit einigen frommeifrigen Sittenlehrern zu halten, welche die Erfindung des Gelds als die unseligste Erfindung betrachten.

Ich.

Ich kenne diese Sittenlehrer. Es sind deren sehr wenige, welche dieses Geld, das sie so sehr verschreien, nicht sehr ängstlich suchen, und begehren. Es gehört viel Tugend dazu, um das Geld im wahren Ernst zu ver-

achten. Thaten und Worte stimmen hier nicht allzeit am genauesten überein. Wäre es aber auch der volle Ernst dieser von dir angeführten Lehrer: so bleibt doch so viel gewiß: diese Sittenlehrer urtheilen sehr einseitig, sie betrachten nicht, daß sie mit dem Geld sehr viel gutes, das größte Mittel unsrer Vervollkommnung aus der menschlichen Gesellschaft verbannen würden; daß das Geld so wenig ein wahrhaftes Hindernis der Tugend ist, daß wir vielmehr ohne Geld weniger sittlich und tugendhaft seyn würden.

Der Zweifler.

Dies erscheint sehr deutlich an den tausend Lastern, welche durch den Gebrauch des Geldes erst in die Welt und unter Menschen gekommen sind?

Ich.

Du vergissest die Anstalten, welche dagegen gemacht werden; du vergissest, daß ein Mittel vorhanden seyn muß, um die Welt im allgemeinen, Völker mit Völker, Welttheile mit Welttheilen zu verbinden; um durch diese Verbindung die Bedürfnisse der Menschen, die Gegenstände ihrer Erkenntnis zu vermehren; um ihren Gesichtspunkt zu erweitern; um durch die Erweiterung des Gesichtspunktes späterhin

Mittel gegen die in der Mittelzeit eingerissene Laster zu erfinden. — Wenn das Geld, wie sich nicht läugnen läßt, eine Quelle sehr vieler Laster geworden ist, so sind von der andern Seite aus eben dieser Quelle, durch die Veranlassung dieser Laster, nicht minder grosse, wo nicht grössere Tugenden entstanden.

Der Zweifler.

Schädliche Leidenschaften sind dadurch in Gährung und Bewegung gekommen.

Ich.

Selbst daß wir diese Leidenschaften fühlen, selbst das ist Vorschritt unsres Geistes, Vervollkommnung der menschlichen Natur. Der Wilde fühlt sie nicht. Dies macht, daß er wild ist.

Der Zweifler.

Aber er fühlt auch die üble Folgen dieser Leidenschaften nicht.

Ich.

Eben so wenig als die noch grössere Güter, welche er eben darum entbehren muß.

Der Zweifler.

Wir hätten also durch die Einführung des Geldes an unsrer höheren Vollkommenheit einen Zuwachs erhalten?

Ich.

Ganz gewiß. Ohne Geld wären wir kaum etwas mehr als Wilde.

Der Zweifler.

Und der Beweis?

Ich.

Du mußt doch eingestehen, daß unsre ganze gegenwärtige Cultur eine Wirkung des nähern Verbands unter Menschen sey?

Der Zweifler.

Und wenn ich daran zweifeln wollte?

Ich.

So würde ich die Frage an dich stellen, ob es ohne diesen nähern Verband möglich gewesen wäre, so viele Erfindungen zu machen, so viele Erfahrungen und Begriffe zu sammeln, sich einander mitzutheilen, und so zu sagen, die Kenntnisse und Erfahrungen aller Menschen zu benutzen?

Der Zweifler.

Sehr schwer.

Ich.

Unsre gegenwärtige Cultur ist also eine Wirkung des näheren Verkehrs unter Menschen? Nun mußt du ferner eingestehen, daß dieser nähere Verkehr durch die Erleichterung des Tausches entstanden sey? daß diese Erleichterung, die Begierde hervorzubringen die Industrie und folglich die Erfindsamkeit, und die Entwicklung unsrer Kräfte befördert habe? Nimmt nun das Geld aus der Welt, wir verlieren in dem Moment ein allgemeines Tauschmittel, mit ihm die Leichtigkeit zu vertauschen, und mit dieser den Reiz zu aller Geselligkeit und Thätigkeit. Und so, wie wir diese verlieren, tretten wir in unsre erste Wildheit zurück. Oder sage mir, wie wäre ohne Geld dieser nähere Verband der Menschen noch möglich?

Der Zweifler.

So weit sollst du Recht haben. Der Verstand und die Cultur hätten also gewonnen? aber haben wir wohl Ursache, den Verlust einer Cultur zu bedauern, welche wir auf Unkosten unsrer Sittlichkeit und Ruhe erhalten haben? welche für den größten Theil der Menschen so quälend ist? welche alles Vertrauen, alle

Liebe

Liebe aus unsrer Gesellschaft verbannet, den Geist tödtet, oder lähmt, das Herz der Falschheit und dem Betrug öfnet, den Hang zur Sinnlichkeit und Luxus verbreitet, und allen Werth des Menschen in sein äusserliches sezt? Kurz, sollen wir den Verlust einer Cultur bedauern, welche die Vorschritte aller Sittlichkeit erschwert, wo nicht ganz unmöglich macht?

Ich.

Ist's denn gar so begehrungswerth, ein Wilder zu seyn, gar keine Begriffe von Sittlichkeit und Cultur zu haben?

Der Zweifler.

Schmerzenfreier ist dieser Zustand gewiss.

Ich.

Aber auch ärmer an Vergnügen. Und dann, ist denn Unthätigkeit unsre höchste Bestimmung? Wozu haben wir diese mannigfaltige Kräfte, wenn sie sich nicht äussern, oder entwickeln sollen? Und wie können sie das, wenn die Mittel und Triebfedern mangeln? verlang doch keine unmögliche Dinge — keinen Zweck ohne Mittel. Du hast recht, wenn es dabei bleibt, wenn wir hier still stehen, wenn der Mensch nun schon alles ist, was er hier unten werden kann; dann möch-

te es wahrlich besser seyn, daß wir nie so weit gekommen wären, als wir wirklich sind. Aber, wenn es wahr ist, daß wir mit der Trägheit angefangen haben, daß diese die Grundeigenschaft in dem menschlichen Karakter ist, daß diese bei jeder Gelegenheit erwacht, und die beste Anstalten zu ihrem Vortheil benuzt; wenn alle unsre noch übrige moralische Mängel, alle Fehler und Laster, welche durch den Gebrauch des Geldes unter Menschen eingeführt worden, um welcherwillen keine Sittenlehrer, samt dir die Einführung des Geldes verwünschen und verdammen, wenn gerade diese Mängel, Fehler und Laster, Folgen und Aeusserungen dieser zurückgebliebenen noch nicht ganz gebändigten Trägheit sind; wenn es der Plan und Gang der Natur ist, so wie bis auf diesen Grad der Cultur geschehen ist, eben so auch fernerhin, durch neues grösseres werdendes Interesse diese Trägheit zu vermindern; wenn dies nicht auf einmal, sondern nur stuffenweise geschehen kann; wenn die dazu nöthige Situationen erst entstehen müßen, um dieses stuffenweise Interesse zu geben; wenn nichts dazu fähiger ist, als eben diese durch den Gebrauch des Gelds rege gewordene Leidenschaften; und wenn endlich hier selbst schon die Triebfeder mehr veredelt, und der Gesichtskreis der Men-

schen

schen ungleich erweitert worden ist; — wenn dies alles ist, wie ich es bisher bewiesen habe: so ist nichts natürlicher, als daß diese Folgen erschienen sind, daß sich unsre Menschen so eigennüzig, ungesellig, und unsittlich betragen; so war dies gerade der Weg, welche diese Sachen gehen mußten; so weis ich nichts, was dem Grad unsrer gegenwärtigen Entwicklung angemessener wäre, um die Thätigkeit eines Geists, der noch Kind ist, und Spielwerke nöthig hat, der noch nicht alles vorher sieht, der erst einen weitern höhern Kreis und Gegenstand seiner Begierden kennen lernen soll, dessen Vollkommenheit in der Erweiterung seines Gesichtspunktes, in der Veredlung seiner Triebfedern besteht — vorzubereiten, zu üben, an größere Gesichtspunkte, an eine höhere Uebersicht, an ein immer wachsendes Interesse nach und nach zu gewöhnen. — Genug! die Folgen, welche durch die Einführung des Gelds entstanden sind, sie mögen dermalen so traurig, und so quälend seyn, als sie wollen; — wären sie nicht entstanden, nicht vorhergegangen: wir würden niemalen dahin gelangen können, wozu wir bestimmet sind. Aus dieser Grundlage sollen neuere höhere Bedürfnisse entstehen; die höhere Vollkommenheit unsres Geists, unsre heutige Tugend wäre eine ganz un-

 mög-

mögliche Sache. Der Mangel, das Quälende der Armuth, hat den Armen gereizt, Trostgründe gegen diesen Mangel zu suchen. Sie hat ihn zur Entschädigung auf höhere, allgemeinere, dauerhaftere Güter aufmerksam gemacht, sie hat ihn gelehrt, diese zu begehren, jene zu verachten, und in der Mitte des Mangels einen Ueberfluß, Ruhe, und Zufriedenheit zu finden, welche der gröste Reichthum nicht giebt, und nicht geben kann. Der Mangel hat diese große und Seelenerhebende Grundsäze erfunden, welche über alle Stürme des Lebens erheben, und den Geist, wenn er sinken wollte, aufrecht erhalten. Der Mangel, dieser Sohn des Geldes, und folglich das Geld selbst ist also, statt die Sittlichkeit zu hindern, der Lehrer, die Quelle, der Erfinder der Sittlichkeit. Das Geld besoldet sogar seine Gegner; durch das Geld erhalten wir Muße, Zeit und Unterhalt, um gute Grundsäze zu erfinden, zu beweisen, zu lehren, in die Erziehung zu legen, und allgemeiner zu verbreiten. Wäre kein Geld, unsre Sittenlehrer, ich, und du, müßten pflügen, statt zu lehren, oder zu schreiben. Das Geld ersezt also reichlich den Schaden, welchen es der Sittlichkeit verursacht; das Geld ist das gröste Beförde-

rungsmittel der Sittlichkeit und Tugend. — Hab ich wohl meinen Saz bewiesen?

Der Zweifler.

Beinahe.

Ich.

Wir können diesen Gegenstand noch auf eine andere Art betrachten.

Wir haben mancherlei Kräfte; wir haben sie in der Absicht erhalten, um solche zu entwickeln, um durch diese Entwicklung vollkommner und glückseliger zu werden. Die Vollkommenheit unsres Geistes besteht in der lebhaften und geläufigen Erkenntnis solcher Gegenstände, wodurch die Triebfedern unsrer Handlungen auf den möglichsten Grad geläutert, und veredelt werden, indem wir keine andere als die dauerhafteste Güter begehren. Dies kann nicht geschehen, ohne daß wir eine höhere Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, in die Zukunft erhalten. Zu diesem Ende müssen wir mancherlei Erfahrungen machen, mit sehr verschiedenen Gütern bekannt werden; unser Vorhersehungsvermögen, unsre Vernunft müssen geübt, und von Zeit zu Zeit erweitert werden. — Dazu hilft die Erfindung des Gelds, die daraus entstandene so sehr

verschrieene Gewinnsucht, und noch mehr als diese der nicht minder verschriene Ehrgeiz, und Herrschsucht. Alle diese erweitern unsern Gesichtspunkt, und machen, daß wir entferntere Folgen begehren. Wenn dies geschieht, wenn wir entferntere Güter begehren, so sind die Triebfedern veredelt, so hat folglich die Sittlichkeit gewonnen. Nun sind Herrsch- und Gewinnsucht ganz gewis edlere Triebfedern, als Ruhe, Bequemlichkeit, und unmittelbarer sinnlicher Genuß, weil ihr Gegenstand mehr entfernt ist, weil sie eine allgemeinere Uebersicht, und Entwicklung unsrer Kräften voraussetzen. Es wird also begreiflich, daß unsre heutige Welt eben darum sittlicher und besser sey, weil in ihr diese beide Triebfedern die herrschende sind. Gewinn- und Herrschsucht geben ganz gewiß einen höheren Gesichtspunkt, aber nicht den höchsten: folglich ist die Vollkommenheit des Zustandes, welcher durch sie entsteht, zwar vollkommner als alle, die vorhergegangen sind, er ist aber auf keine Art der höchste und größte; und darinn gründen sich die noch übrige sichtbare Folgen von beiden. Aber ob sie gleich den höchsten Gesichtspunkt nicht geben, so bereiten sie doch dazu vor, indem wir dadurch gereizt werden, mehrere Combinationen und Verhältnisse zu berechnen, und zu über-

schau-

schauen, grössere Entwürfe und Unternehmungen zu machen. Ohne Geld würde uns nur ein sehr kleiner Theil dieser Erde bekannt seyn. Alle Reisen in entferntere Weltgegenden wären unmöglich; aller Reiz würde dazu fehlen. Es wäre unmöglich aus diesen entferntern Weltgegenden in der Abwesenheit Nachricht zu erhalten. Und ohne Reisen oder Briefwechsel wie wäre es möglich, mit so verschiedenen und entfernten Gegenständen in Bekanntschaft zu kommen? und ohne diese Bekanntschaft wie beschränkt wäre unsre Erkenntnis, die Thätigkeit unsres Geists? wir würden glauben, der Fleck, welchen wir bewohnen, sey das höchste, die Welt. Wäre kein Geld, wir hätten keinen Begriff von einem Weltall; wo dieser Begriff fehlt, da mangelt auch der Begriff von einem einzigen Gott. Nicht einmal den Welttheil, welchen wir bewohnen, würden wir kennen. So eng würde unser Gesichtspunkt seyn! und wenn dies wäre, welche hohe Sittlichkeit müßten wir entbehren? wie beschränkt würde unsre Aussicht in die Zukunft seyn? wie schwach die Vorstellungen von unsrer Fortdauer nach dem Tod? — Welch eine große Lehrerin ist die Natur? Sie führt uns von dunkeln und undeutlichen zu deutlichen Begriffen, vom niedern zum höchsten, von der Kennt-

nis

nis der Theile zu dem Begriff eines Ganzen. Durch das kleine erhalten wir den Begriff des grösseren, und durch das niedrigere jenen des höhern. Auf denselbigen Weg sollen wir durch die nähere und unmittelbare Güter zur Kenntnis der entferntern, durch die Sinnlichkeit zur Vernunft gelangen. Erst mein Zimmer, mein Haus, dann die Strasse, wo ich wohne, die Stadt, die umliegende Gegend, ein ganzes Land, Provinz, Nation, ein ganzer Welttheil, die Erde, ein ganzes Sonnensystem, mehrere dieser Systeme — diese sind die Stuffen und Mittelbegriffe, durch welche wir zu dem höchsten, zu dem Begriff des Universums gelangen. Diese mußten vorhergehen; durch sie allein, indem wir zuerst die Theile denken, indem wir mit jeder Stuffe gewahr werden, daß dieses Ganze selbst wieder Theil eines noch höheren Ganzen sey, erheben wir unsre Seele zu den Begriff eines Gegenstands, der nicht weiter theilbar ist, der alle Theile begreift. Auch die Reihe von Folgen ist nicht minder ein Ganzes. Die Kenntnis der unmittelbaren Folgen muß vorhergehen, um zu jener der entferntern und lezten zu gelangen. Diesen Dienst leisten der Sittlichkeit Geld und Macht, Herrsch- und Gewinnsucht. Wenn du daran zweifelst, so wende dich an die Wilde, an alle Völker, wel-

che den Gebrauch des Gelds gar nicht kennen; schau sodann, wie weit ihre Begriffe über diese Gegenstände reichen. Hier unter solchen Völkern muß dich die Vergleichung belehren, daß die Gewinnsucht, diese Tochter des Gelds, samt der Herrschsucht unsren Gesichtspunkt vorzüglich erweitert habe. Beide sind dadurch Mittel einer höhern Vollkommenheit geworden. Durch die Erfindung des Gelds sind wir mit unendlich viel neuen Gegenständen, Folgen und Verhältnissen bekannt geworden. Tausend Dinge, die vordem gar keinen Werth hatten, haben für uns einen größern Werth erhalten, sind uns sehr begehrungswerthe Güter geworden. Das System unsrer Begriffe, und mit ihm das System unsrer Begierden hat sich erweitert und geläutert; der Zug des gegenwärtigen hat sich bei ungleich mehrern Menschen vermindert. Der Mensch hat gelernt, den Genuß zu verzögern; er ist dadurch genöthigt worden, seine Aufmerksamkeit und seine Anstalten mehr auf die Zukunft zu richten. Von allem diesem war eine höhere Sittlichkeit die Folge. — Wer daran zweifelt, der bedenke doch, welch ein weit aussehendes, allgemeines, zusammenhängendes, überdachtes, und complicirtes Geschäft der Handel, und besonders das Wechselgeschäft sey, wie der Cours der

Wech-

Wechsel so zu sagen eine Uebersicht von den Verhältnissen aller Nationen, von der Stimmung der Welt giebt? Wie vorhersehend, weit umfassend der Blick des Kaufmanns sey; wie sich durch den Handel, folglich durch die Gewinnsucht, Thätigkeit, Ordnung, Punktualität, Mässigkeit, und besonders Treue und Glauben erhalten und befördert haben? wie sehr durch den aufblühenden Handel die öffentliche Sicherheit, und die Versicherung des Privateigenthums aller Orten empor gekommen, und die in den Zeiten der Feudalanarchie eingerissene Eigenmächtigkeit der Gewaltigen durch eine strengere Rechtspflege beschränkt wurde? welche erstaunliche Erfindungen, Künste, und eigene Zweige menschlicher Erkenntnisse durch eben diesen Handel nothwendig geworden? — Wenn nun ohne Geld kein Handel zu dieser Gröfe und Ausbreitung gelangen konnte, so ist alles, was Folge des Handels ist, Folge des Gelds; und wenn diese Folgen ein Gut sind, so ist auch dieses Gute eine Folge des Gelds. Verdamme nun den Gebrauch, und die Einführung des Gelds, wenn du kannst.

Ich gehe noch weiter: um zu beweisen, wie nothwendig die Einführung des Geldes war, um unsre Begier-

gierden zu läutern, und unsre Triebfedern zu veredeln; wie sie immer geistiger werden, und als solche auseinander entstehen: so will ich dies in einem Beispiel an unsrem Bestreben nach Macht, nach einem grössern Einfluß und Wirkungskreis nicht minder darthun. Diese Begierde ist eine noch höhere Verfeinerung unsers sich immer mehr entwikelnden Geistes.

Das Geld hat die Bedürfnisse des Menschen vermehrt, und mehrere ihrer Kräfte auf einen höhern Grad entwickelt und geübt. Der Hang zu einer grössern Thätig- und Wirksamkeit mußte davon die Folge seyn. Wer mehrere und grössere Güter vorhersieht, bei diesem muß die Begierde sehr lebhaft entstehen, diese Güter hervorzubringen. Fänden sich keine Hindernisse, so würde solches allzeit unfehlbar geschehen. Aber diese Hindernisse finden sich tausend und tausend in dem reggewordenen gleichartigen Trieb und Bestreben so vieler Mitwerber. Unter diesen müssen sich ihre Interessen sehr häufig durchkreuzen, es muß geschehen, daß jeder dem andern auf seinem Weg begegnet. Unsere Kraft findet sich dadurch gehindert, unsere Thätigkeit gesperrt. Es entsteht ein neues sehr quälendes Bedürfnis; dies erzeugt das Verlangen nach einem

Zustand, durch den es uns möglich wird, diese Hindernisse und Mitwerber zu entfernen. Dieser Zustand ist kein anderer als die Macht. Die Begierde nach Macht ist also die Begierde nach einer ungehinderten Thätigkeit unsres Geists; die Begierde, seine Wünsche und Entwürfe zur Wirklichkeit zu bringen; die Begierde stärker als alle Hindernisse zu seyn. Sie ist also eine Läuterung des nrsprünglichen Triebs nach Stärke. Der Wilde begehrt Stärke um zu geniessen; der mehr gesittete Mensch begehrt Stärke, um ungehindert zu wirken, um Einfluß zu erhalten, um das, was er entworfen und gedacht hat, zur Wirklichkeit zu bringen. Dort entscheidet der Körper, hier die Ueberlegenheit des Geistes. Hier wird es möglich, daß oft der Schwächste an Körper Millionen von Menschen zu seinen Absichten bewegt. — Wer kann nun in diesem so mächtigen Trieb der heutigen Welt eine höhere Lauterkeit verkennen? Wer findet hier noch den Wilden, der Stärke sucht, um zu geniessen? — So weit sind wir; so weit haben sich unsre Triebe veredelt. Ist es möglich, daß wir — deren Geschlecht sich seine ganze Dauer hindurch unaufhörlich und so anschaulich entwickelt hat, — nun auf einmal still stehen? Nun — da wir so weit sind, daß wir neue noch höhere erreich-

bare

bare Güter vorhersehen? soll die Analogie gar keine beweisende Kraft haben? soll es unmöglich seyn, daß sich diese Triebe nach Reichthum und Macht, nach weitern vorhergehenden Erfahrungen, bey einer sich stets vermehrenden Menschenanzahl, dereinst noch mehr verfeinern, und in den Trieb nach innerer und geistiger Vollkommenheit auflösen? ist es möglich, daß die Natur ihr Werk nur halb vollende, daß alles, was geschehen kann, nur zur Helfte geschehe? daß wir die höchste Güter kennen, vorhersehen, ohne sie jemalen zu erreichen? soll das, was noch Misbrauch ist, nicht späterhin verschwinden, nachdem schon so viel verschwunden ist? aller Misbrauch hat bis diese Stunde noch allzeit zum wahren Gebrauch geführt, warum soll dieses nicht noch ferner geschehen?

Der Zweifler.

Wenn soll dies geschehen? so weit unsre Geschichte reicht, so waren allzeit die Begierde nach Reichthum und Macht die Triebfedern der Menschen. Seit Jahrtausenden üben sie ihre Gewalt aus. Ich sehe nicht, daß sich ihr Einfluß seit diesem langen Lauf der Zeit in etwas verändert hätte.

Ich.

Sie werden auch diesen Einfluß noch sehr lang behalten: weil die Situationen und Interessen zu mannichfaltig sind, welche daraus entspringen; weil zu mancherlei neue Aussichten für die Befriedigung der ursprünglichen Trägheit und Wildheit erscheinen, weil diese jede Gelegenheit benuzen, um ihren Einfluß zu erhalten; weil das Bedürfnis noch nicht dringend genug ist, um allen nähern Vortheilen zu entsagen, weil noch nicht einzelne Menschen genug vorhanden sind, um diesen Einfluß zu schwächen; weil die Intension der Cultur davon abhangt, daß immer mehrere Menschen und Nationen aus der Wildheit hervorgehen, und sich stuffenweise läutern; weil der ganze Plan der Natur dermalen erst dahin arbeiten kann, daß sich die Mitwerber um diese Güter, um Reichthum und Macht vermehren; weil die Natur des Triebs nach Reichthum und Macht benöthigt ist, um andere Völker der Wildheit und Barbarei zu entreissen, und zu einer höhern Cultur zu erheben; andere Völker sollen ebenfalls ehevor reich und mächtig werden, ehe sie noch weiter rücken; und damit sie dies werden können, so müssen Völker, die schon vorangerückt, die schon reich und mäch-

mächtig sind, verfallen, arm, und schwach werden. Beide, Reichthum und Macht, sind von der Art, daß sie nie sehr lang, noch weniger ewig auf einen einzigen Erdstrich verweilen. Sie sind Wanderer und Pilgrimme auf Erden; sie selbst zerstreuen sich durch das Uebermaas, und andere benachbarte ziehen Vortheil davon, um gros zu werden, um sodann ebenfalls zu verfallen, um abermal andere zu vergrössern.

Der Zweifler.

Und wo soll dies am Ende hinaus?

Ich.

Es soll die Stuffe von Cultur, auf der wir dermalen stehen, unter allen Nationen der ganzen Erde verbreiten. Dort wo nur Wilde waren, sollen Menschen leben, welche gleich uns Macht und Reichthum begehren.

Der Zweifler.

Zu welchem Ende sollen sie dies begehren?

Ich.

Um noch mehr zu werden, als sie sind. Um auch bei ihnen das Bedürfnis zu gründen, welches die Quelle einer intensivern Cultur wird.

Der Zweifler.

Dies sezt voraus, daß sich sodann die Neigung zu Reichthum und Macht unter den Menschen vermindern müßte?

Ich.

Ganz gewis, und dies wird und muß auch geschehen.

Der Zweifler.

Wie kann z. B. der Hang nach Reichthümer vermindert werden?

Ich.

Dadurch, daß sie ihr Anziehendes verlieren.

Der Zweifler.

Dieses Anziehende, worinn soll es bestehen?

Ich.

Darinn, daß das Geld in grosen Summen angehäuft werden kann; daß es durch dies Anhäufen den Menschen möglich wird, ohne Arbeit alle Güter der Erde zu geniesen. Kurz, darinn, daß es die menschliche Trägheit begünstigt.

Der Zweifler.

Das Geld müßte also aufhören, diese Eigenschaften zu haben?

Ich.

Ich.

Ohne Zweifel.

Der Zweifler.

Wie können diese von ihm getrennt werden? wie willst du das Anhäufen des Gelds vermindern?

Ich.

Durch eine gleichere Vertheilung der Güter.

Der Zweifler.

Wie oft ist dieser schon ohne Erfolg versucht worden? Kaum war sie eingeführt, so fand sichs in der Folge, daß die Ungleichheit eben so groß war.

Ich.

Dies kann nicht fehlen, wo der Menschen zu wenige, und der Güter zu viele sind; so lang nur wenige mit den feinern Bedürfnissen des Lebens bekannt sind. Aber alles muß sich ändern, sobald sich die Mitwerber so sehr vermehren, daß viele derselben zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht den ihnen entsprechenden Antheil der Güter aus dem großen und allgemeinen Vorrath der Natur erhielten. Die neue Ankömmlinge werden auf die ältere größere Eigenthumsherren mit Ernst vordrängen, und mit Nachdruck fordern, daß nicht ein einziger den Antheil von tausenden

verzehre. Sie werden ihre gleichgegründete Rechte geltend machen, und den Theil fordern, der ihnen zugedacht und bestimmt war. – Vielleicht daß du mich besser verstehst, wenn ich durch ein einheimisches Beispiel anschaulich mache, welches sonderbaren und einfachen Wegs sich die Natur bedienet, um die Cultur und Anzahl der Mitwerber nach Reichthum und Macht allgemeiner zu machen; um Macht und Reichthum unter mehrere Mitwerber zu vertheilen, um die grössere Antheile von Zeit zu Zeit zu vermindern, und eben dadurch den Einfluß des Gelds unschädlicher und vernünftiger zu machen.

Es war eine Zeit, wo in unsern europäischen Reichen, in unsrem deutschen Vaterland nicht minder, noch ungleich mehrere Menschen in einer noch ärgern Unterdrückung gelebt haben; wo ganze große Erdstriche ungebaut, Sümpfe, Wälder und Wüsteneien waren; wo sehr wenig Handel und noch weniger Wissenschaften geblühet haben; wo Ackerbau, Handwerker und Künste nur von Sklaven und Leibeigenen getrieben wurden; wo außer dem Adel und dem Clerus keine andere Menschen einen politischen Werth hatten; wo die einzige wenige wissenschaftliche Kenntnisse in den

Hän-

Händen der Geistlichkeit waren. Diese sind die dunkelsten Zeiten der Geschichte — die Zeiten der Feudalverfassung. In diesen Zeiten war in Europa kein Eigenthümer, als die Geistlichkeit und der Adel. Nun vergleiche diese Zeiten mit jenen, in welchen wir leben. Wie sehr haben sich indessen Zeit und Umstände geändert? Wie viele Tausend von Menschen, wie viele ganz neue Stände sind aus ihrer Nichtigkeit hervorgegangen, und theilen sich nun in das ehmalige Eigenthumsrecht, und Vorzüge der ersten Besizer? Unser ganzer Mittelstand ist inzwischen entstanden. Die Erneuerung des römischen Rechts ist so zu sagen die Quelle seines Entstehens. Die complicirtere Rechtsform dieser Geseze hat den Adel von den Richterstühlen verdrängt; hat den Wissenschaften auch ausser der Kirche ein Interesse gegeben; hat den Weg zu bürgerlichen Aemtern und Ehrenstellen gebahnt; hat nach und nach auf verschiedene Kenntnisse, Künste und Wissenschaften geführt; hat Untersuchungen aller Art veranlasset; hat die Zahl der denkenden Köpfe ungeheuer vermehrt; von diesem Mittelstand haben es mehrere so weit gebracht, daß sie die Macht, und die Vorrechte mit dem Adel, den vorigen Besitzern, getheilt; daß sie sich wirklich in einander verlieren; daß sie die Erhabenheit die-

ser durch die Menge der neuen Theilnehmer vermindern. Sie sind sogar die Lehrer und Führer aller übrigen geworden; sie haben sich zwischen die niedere und höhere Stände gestellt; die Erziehung geht durch ihre Hände; sie sind durch ihre Einsichten die Triebfedern der übrigen Welt geworden; sie erfinden und verbreiten die Grundsäze, welche die Denkungsart eines künftigen Weltalters bestimmen. Dieser Stand und die Anzahl der übrigen Verzehrer hat sich auf Unkosten und zum Nachtheil der hervorbringenden Classen so sehr vermehrt, daß kein Staatsaufwand zureichen will, um solche zu ernähren; daß wir auf dem Punkt von einer großen Veränderung stehen, die, wenn wir nicht verfallen sollen, den Ackerbau beleben, und die Vertheilung großer Grundstücke in kleinere Antheile zuversichtlich befördern muß. Denn, wenn mehrere Menschen auf Unterhalt Anspruch machen, so muß der Ackerbau fleißiger bestellet werden; und um dies zu bewirken, muß ein großes Landeigenthum an mehrere Besizer in kleinern Antheilen verfallen. Unsre heutige Bedürfnisse führen uns schon wirklich darauf. Schon fangen wir an, über Oekonomie und Handel mehr als über andere Gegenstände zu denken und zu schreiben, sie nach vernünftigen Grundsäzen zu treiben, ihren

Werth zu schäzen, die Quelle ihres Verfalls zu erforschen, und dagegen Anstalten zu treffen. Was doch Noth und Bedürfnisse vermögen? wer ist mächtiger als sie? Schon vermuthen wir, daß wir nicht den besten Weg wandeln; schon sehen wir ein, was wir nicht glauben wollten, daß die wahre Bestimmung des Gelds Belebung der Industrie sey, und noch später werden wir einsehen, daß die Bestimmung des Gelds Entwicklung unsrer Geisteskräften sey. Wir erfahren immer anschaulicher, daß die Arbeitsamkeit der erste Reichthum der Nation sey; daß fleißige Hände die ergiebigste Goldgruben sind; daß selbst der Zweck der ausländischen Handlung nicht Bereicherung an Geld, sondern Vermehrung der Nationalindustrie sey; daß alle Handlung schädlich sey, welche diese nicht belebt; daß ohne Arbeitsamkeit alles Geld der Welt zu nichts weiter diene, als unsre Kräfte zu lähmen, dieses Geld wider zu verlieren, und an andere fleißigere Nachbarn zu übergeben; daß, so wie unser Körper durch den Ueberfluß des Bluts, eben so selbst eine arbeitsame Nation durch den Ueberfluß des Geldes ihrer Vernichtung und Zerstöhrung entgegen gehe, indem der Werth ihrer Produkte auf den Grad erhöhet wird, daß sie von andern wohlfeiler kauft, als hervorbringt; daß sie also ihren Markt, ihre

Ju-

Industrie, ihren Flor und Cultur, so wie ihren Einfluß und Macht am Ende verlieren muß, um dies alles wieder zu erhalten. Und wie viele verfallen, ohne je wider ihren ersten blühenden Zustand zu erhalten?

Nun sage mir, glaubst du nicht, daß sich die schädlichen Folgen des Gelds in dem Maas vermindern werden, als diese oder ähnliche Grundsäze allgemeiner in Ausübung kommen? Glaubst du nicht, daß das Beispiel so vieler verunglückten Vorgänger, der Verfall so vieler ältern und neuern Nationen, der Welt und den Menschen endlich einmal die Augen öfnen, und sie von der wahren Bestimmung der Reichthümer besser unterrichten werde? Glaubst du nicht, daß solche Ueberzeugungen den Zug des Gelds vermindern, und unsre Begierden besser berichtigen werden? Glaubst du, daß es möglich war, diese und ähnliche Grundsäze zu erfinden, sich von ihrer Wahrheit und Brauchbarkeit zu überzeugen, wenn nicht Beispiele und widrige Erfahrungen vorhergegangen wären, welche auf solche Entdeckungen führen? — Durch Schaden sollen wir klug werden, und von den Folgen unserer ersten Wildheit zurückkommen. Auf diesen Weg sollen wir die Erfahrungen sammeln, um den Schein von der Sache zu unter-

terscheiden, gegen eingebildete Güter gleichgültiger zu werden, das Geld blos als Mittel zu betrachten, und den ersten Reichthum in uns selbst, in unsrer Arbeitsamkeit zu suchen. Diese Erfahrungen sollen in uns Bedürfnisse von einer höhern Art erwecken; bis wir endlich auf den Punkt kommen, wo wir deutlich einsehen, und anschaulich gewahr werden, daß wir das Bedürfnis des Hungers fühlen, — um zu denken, und gemeinnüziger zu werden; daß die ganze materielle Natur, selbst die gröbste körperliche Bedürfnisse um des Geistes willen vorhanden sind, um diesen zu entwickeln. Sind wir erst so weit, dann ordnen sich auf einmal alle Triebe zur Vernunft: denn alle gegenwärtige Unordnung entsteht, weil wir glauben, daß wir leben um zu essen und zu geniessen; dies macht alle sinnliche Gegenstände begehrungswerther, als sie sind. Dieser ihr Werth muß fallen, sobald wir einsehen, daß wir leben um zu denken. — Dies konnten wir nicht fühlen, ehe wir alle Stuffen von Wildheit durchlaufen. Auf diese Art geht alles seinen Gang, und führt uns zum Ziel.

Der Zweifler.

Und wie weit soll dies gehen?

Ich.

Bis wir hier unten sind, was wir seyn sollen, was unsre Natur seyn kann.

Der Zweifler.

Es steht also wohl den Menschen noch eine allgemeine Aufklärung bevor?

Ich.

Wenn du willst. Die Unmöglichkeit sehe ich nicht ein.

Der Zweifler.

O! den Traum von einer allgemeinen Aufklärung! lange schon habe ich vermuthet, daß du ungefähr da hinaus wolltest. Laß doch diesen Einfall blos unter uns gesagt seyn, oder alle Menschen belustigen sich über dich. — O! die glückliche Zeiten! wo aus der Mitte der Irokesen ein Leibniz oder Newton hervorgehen wird! wo wir uns mit unsren Mägden oder Knechten über den leeren oder vollen Raum unterhalten werden; wo wir selbst unser Feld oder Küche bestellen müßen, weil alle Menschen ohne Ausnahme sich des Nachts mit dem Himmel beschäftigen, und bei Tag schlafen, oder den Lauf der Gestirne, und die Erscheinung eines neuen Kometen berechnen?

Ich.

Ich.

Gerechter Himmel! kann man sich den Gegenstand dieser Frage unrichtiger vorstellen? Ich will nichts weiter, als daß die Hindernisse einer wahren Aufklärung hinwegfallen; daß jeder, der dazu Lust, Kräfte und Zeit hat, diese Kräfte ungehindert so weit entwickeln kann, als sie zureichen, als er nöthig hat, um ruhiger, zufriedener, und glückseliger zu leben. Ich verlange nicht, daß dieses wirklich bei allen Menschen ohne Ausnahme geschehe. Mir ist es genug, daß dieser so gewaltige widerrechtliche Druck, welcher den freien Gebrauch und Entwicklung unsrer in gewisse Formen gezwungenen Vernunft hindert, sich erst vermindere, dann gänzlich hinwegfalle. Ich eifere gegen die Barbarei, welche verlangt, daß wir bei den Kindesbegriffen unsrer Vorfahren stille stehen, und über ihre Vernunft hinaus nichts bessers vermuthen sollen. Ich verlange, daß jeder, wer Fähigkeit dazu hat, er sey aus welcher Menschenclasse er wolle, auf jedes Amt, auf jede Stelle, mit jedem andern gleichgegründete Ansprüche habe; daß ausser der Unfähigkeit, ausser dem Mangel der dazu nöthigen Kenntnisse und Talente nichts davon ausschliesse; daß die bloße Geburt, die Erbfolge, oder

der lange Besiz von Jahrhunderten niemanden ein ausschliessendes Vorrecht ertheile; daß jeder seinen Stand frei, und ohne Zwang erwählen, und sich nach den Vortheilen, welche er vernünftigerweise erwartet und vorhersieht, ungehindert dazu bestimmen könne. Ich spreche nicht von allgemeiner Gelehrsamkeit; ich spreche von minder beschränkter Ueberzeugung unsrer Pflichten, von wahrer Einsicht in unsre Vortheile, Verhältnisse und Umstände.

Der Zweifler.

Auch daran zweifle ich, ob es jemalen so weit kommen werde.

Ich.

Wozu dies ewige zweifeln? — Wozu dieser Uebermuth einer falschen irreführenden Vernunft, die nur geschäftig ist, um alles zu erschüttern, um alles zu vernichten, was Trost bringt, was unsre Würde erhebt? Wozu diese trockene Vernunftgründe, die nur Zweifelsucht erwecken, die nur einreissen, ohne aufzubauen, wovon das Herz leer, und der Verstand aufgeblasen und voll ist? — Wenn's auch niemalen dazu käme, daß alle Menschen dereinst besser und vollkommener werden, als sie gegenwärtig sind: was kann es schaden, an diese Möglichkeit zu glauben? wer wird schlech-

ter dadurch, wenn er dies glaubt? — Ey! Wenn es auch nie zu diesem hohen Grad kömmt, wenn es durchaus unmöglich seyn sollte: — so laßt uns diese traurige Wahrheit nicht wissen! so laßt uns wenigstens handeln, als ob es gewiß dazu käme! Wenn die Wirkung, welche wir erwarten, auch zur Stunde noch nicht erfolgt ist: so laßt uns den Fehler in uns selbst suchen; laßt uns glauben, was ewige Wahrheit ist, daß wir die Ursache noch nicht herbeigeführet haben, oder ihre Wirkung müßte unausbleiblich vorhanden seyn; laßt uns also noch mehr thun; laßt uns forschen, wo es noch fehlen möchte; laßt uns das Fehlende ersezen! — Ihr, die ihr so gern, so viel und so leicht glaubt, warum glaubt ihr hier nicht, wo glauben so wohlthätig ist? warum zweifelt ihr hier, wo zweifeln so schädlich ist? Warum strengt ihr euren Wiz an, um euch selbst herabzusezen, und das so nöthige Vertrauen auf eure Kräfte zu schwächen? Es muß euch, mit unheilbarem Verderben gedient seyn — darum predigt ihr unheilbares Verderben. — Gewiß! ich kenne wenige Gedanken, welche unsrer Würde, Ruhe, Vervollkommnung und Glückseligkeit nachtheiliger wären, als diesen so erniedrigenden Unglauben an die wachsende Veredlung unsers Geschlechts, als die Vorstellung, daß so

viele tausende meines gleichen nicht viel besser als das Vieh sind. Ich kenne wenige Vorstellungen, welche unsre sittliche Mängel und Gebrechen so sehr verewigen, die größte und lachendste Gegenstände in einem so kleinen verächtlichen, und gehäßigen Licht darstellen, allen Muth ersticken, alle gute Anstalten lächerlich und entbehrlich machen; die mit wahrer Frömmigkeit und Gottesfurcht so wenig bestehen können; als — diesen rohen Einfall, dieses Kind unsrer Kurzsichtigkeit, unsers Stolzes, unsrer Eitelkeit, Trägheit und Gewohnheit zu denken, als diese unselige Erfindung aller, welche bei dem Gegentheil interessirt sind, welche bei der höhern Cultur ihrer Mitmenschen so viel an ihren thörichten Forderungen zu verlieren glauben, als diese an ihren bestgegründeten, widerrechtlich entzogenen Rechten und Ansprüchen gewinnen würden. — Schande für uns alle! wenn wir nicht einsehen wollen, oder können, daß es eben darum nie besser wird, weil wir an diesem Besserseyn verzweifeln; weil wir eben dadurch allen Muth und anhaltenden Eifer verlieren, vor den ersten Hindernissen und unmittelbaren Folgen zurückschaudern, und alle ernsthaftere näher führende Anstalten versäumen. Dies wäre also die hohe Denkungsart und Weisheit unsrer heutigen Welt?

bei den nächsten Folgen, bei dem ersten Anschein, bei einzelnen Thatsachen verweilen, alle entferntere Folgen vorbeigehen, sich alles ohne Zweck, ohne Grund, ohne Bestimmung, ohne Zusammenhang denken, keine Schlüße ziehen, nichts, keine Begebenheit mit einer andern vergleichen — dies wäre, worauf wir stolz sind, was wir als Weisheit lehren und verkaufen? — Wenn es doch ein hoher großer Gedanke wäre, zu denken, daß wir bleiben, wie wir sind, daß die Vernunft ein Vorrecht sey, das nur einigen Lieblingen der Vorsicht gebührt; wenn es nur ein Gedanke wäre, welcher Anstrengung, Geisteskraft, Einsicht in das Ganze, in die Zukunft verräth, ein Gedanke, welcher die Entwicklung unsrer Kräfte befördert, uns muthiger in Gefahren, geduldiger in Leiden, und zufriedner in jeden Umständen macht; wenn es nur dies wäre! aber so, wie dieser Gedanke gewöhnlich gedacht und gesagt wird, ist es der platteste alltäglichste Einfall des ungeübtesten Denkers, des sinnlichsten Menschen — ein Einfall, der nur Beifall verdienen kann, weil er unsre Trägheit begünstigt, weil er das übelgegründete Interesse so vieler tausend Menschen und Stände befördert. Was soll aus uns werden, wenn wir durchaus so denken? Wir würden aufhören, uns von der Stelle zu bewegen,

wenn wir eben so fest glauben wollten, daß diese Bewegung unmöglich wäre."

Menschen! glaubt doch um eurer Ehre und Ruhe willen, daß ihr besser seyn könnt, und — ihr werdet besser seyn. Sezt mehr Vertrauen auf euch selbst: das Vertrauen gibt Stärke und Kraft. Sagt vielmehr: wir und die Welt sind zur Stunde noch verderbt, weil wir uns von andern bethören lassen, und sodann glauben, daß unser Verderben unheilbar sey; weil wir zu niedrig von der Würde und Bestimmung unsres Geschlechts denken; weil wir aus diesem Grund alle zu unsrer Veredlung nöthige Anstalten versäumen; weil wir unsre ganze Sorge auf unsern gegenwärtigen Zustand richten; weil es noch immer sehr viele Menschen gibt, deren Interesse erfordert, uns in diesem schädlichen und quälenden Irrthum zu erhalten. Untersucht sodann zur Probe, welche die Menschen sind, welche auf diese Art von euch denken. Es kann nicht fehlen, eure Augen müssen sich öfnen. Ihr müßt finden, daß es Menschen sind, welche entweder zu schwach sind, als daß sie die dazu nöthige Reihe von Folgen samt den mannichfaltigen Combinationen mit einem geläufigen Blick übersehen könnten; oder es sind solche,

de-

deren Größe und Vortheile sich auf der Blindheit und Unwissenheit des größeren Haufen gründen, welche für diese ihre Vortheile zittern und fürchten, welche sich zum Zweck der Welt, und die Schranken ihrer Erkenntnis zu den Schranken der Welt machen. Es sind Menschen, deren Seele ganz allein von dem gegenwärtigen voll ist; welche sich durch die Geschichte noch sehr wenig belehret haben, wie sehr mit jedem Zeitalter immer mehr und mehrere Menschen zur Cultur gelangen; welche die Wirkung vor ihrer Ursache verlangen; welche die Vernunft als ein ihnen ausschliessender Weise gebührendes Vorrecht betrachten; welche, um sich in diesen Alleinbesitz zu erhalten, den übrigen größern Theil zu einer ewigen im Grunde durch sie selbst verursachten Blindheit verdammen; welche sich vorstellen, daß alles so wie es dermalen ist, ewig gewesen sey, und in alle Ewigkeit seyn werde. Diese sind die Menschen, welche von eurem unheilbaren Verderben schreien, und die gegentheilige trostreichere Lehre verlachen! — Daß Leuten dieser Art die Lehre von einer künftigen Vervollkommnung des Menschengeschlechts misfällt, daß sie solche verschreien oder verlachen, beweist wahrlich sehr wenig gegen die Wahrheit dieser Lehre... Es beweist vielmehr, daß diese Ideen

 nicht

nicht die ihrige sind; daß ihnen die Vordersäze mangeln, deren abgeleitete Folgen sie sind; daß jeder Mensch sehr gern wahr oder falsch findet, was sich mit seinen noch vorhandenen ältern Begriffen, mit seinen Leidenschaften, Wünschen und Interessen mehr oder weniger verträgt.

Der Zweifler.

Gut! Lassen wir dies das criterium der Wahrheit seyn. Wenn ich nun solches auf dich selbst, oder auf den Grundsaz anwenden wollte, über welchen wir hier streiten?

Ich.

Dann würdest du finden, daß ein Saz ein um so grösseres Gepräg von Wahrheit habe, je reiner, allgemeiner, und entfernter der Vortheil ist, welchen seine praktische Anwendung verspricht. Der Saz von einer endlichen intensiven und extensiven Aufklärung und Vervollkommnung der Menschen verspricht sehr wenig für die Befriedigung engerer Zwecke und Leidenschaften; er bekämpft solche vielmehr; der Stolz und der Eigennuz leiden dabei; die Folgen sind nicht nahe, sondern entfernt; der Geist, welcher sie vorhersehen kann, hängt weniger von dem gegenwärtigen ab; seine Ein-

sich

sicht in den Weltplan ist grösser; seine Begierden werden dadurch mehr herabgestimmt; sein Betragen gegen alle, so um ihn sind, wird gemeinnüziger, vernünftiger und gerechter. Warum soll nun ein so groser wohlthätiger Gedanke falsch seyn? Was kannst du ihm entgegen stellen, als deine ältere Begriffe, deine Leidenschaften und Wünsche? Und kannst du sagen, daß sie von der Art sind, wie ich sie von der Seite deiner Gegner geschildert habe? — Laß uns aber nun auch näher untersuchen, ob denn eine allgemeine Aufklärung wirklich so unmöglich sey, als du glaubst? Warum soll sie unmöglich seyn?

Der Zweifler.

Weil die meisten Begriffe über den Verstand, und das Fassungsvermögen des gemeinen Mannes sind.

Ich.

Nach der gegenwärtigen Behandlungsart, nach den schwachen Bedürfnissen des gemeinen Mannes, welche er nach einem solchen Unterricht fühlt, nach der Unfähigkeit unsrer Lehrer, sich zu seinen Kindesbegriffen herabzulassen, sich ihm gleich zu stellen, nach diesen und andern Hindernissen zu urtheilen, mag es seyn, daß

 du

du für diese Zeiten, aber auch nur für diese Zeiten Recht habest. — Alle Menschen sollen aber auch nicht alle mögliche Begriffe erhalten. Wenn wir unter dem Namen einer wahren Aufklärung keine wissenschaftliche, sondern nichts weiter als gesunden praktischen Verstand, als die Veredlung unsrer Triebfedern, die Ueberzeugung und genauere Kenntnis unsrer Pflichten verstehen: so muß der gemeine Mann dieser Art von Aufklärung eben so gut fähig seyn; oder Gott hat ihm Unmöglichkeiten zur Pflicht gemacht.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Nun sollst du erfahren, in welchem Widerspruch deine Begriffe stehen, wie du von der einen Seite bejahest, was du von einer andern verneinest. Du glaubst doch, daß die christliche Religion der Natur des Menschen durchaus angemessen sey? du glaubst, daß sie die zuverläßigste Mittel zur wahren Glückseligkeit enthalte? du glaubst, daß sie allen Menschen ohne Unterschied, ja selbst in der Absicht gegeben sey, damit sie dereinst allgemein werde?

Der Zweifler.

Jeder eifriger Christ räumt dies sehr gern ein.

Ich.

Nun lies aber auch die hier einschlagenden Schriftstellen, unter diesen besonders die wegen ihren Seelen erhebenden Innhalts mit Recht so berufene Bergpredigt, aus welcher der wahre Geist des Christenthums vorzüglich erscheint. — Was kann die höchste Vernunft reineres und besseres lehren? sind diese nicht dieselbige Grundsäze, welche wir in unsren zeitherigen Unterredungen aufgestellt haben? führen diese nicht alle auf die Vollkommenheit des Geistes, auf die Veredlung der Triebfedern, als die höchste Quelle aller Glückseligkeit hinaus? — Wenn nun der Geist des wahren Christenthums in der Ueberzeugung und Befolgung dieser Grundsäze besteht, und wenn es unmöglich seyn soll, daß sich der größere Theil der Menschen von der Wahrheit dieser oder ähnlicher Grundsäze überzeugt, wie ist es möglich, daß dieses Christenthum dereinst allgemein werde? Wozu werden uns durch solches Pflichten aufgelegt, welche der wenigste Theil der Menschen jemalen erkennen und erfüllen kann?

Wenn diese Lehren über den Fassungskreis des gemeinen Mannes sind, so ist das Christenthum nichts weniger als eine allgemeine Religion. Oder soll vielleicht dieser Mangel durch den blinden Köhlerglauben, und den groben Mönchsbetrug ersezet werden, in welchem die gemeine Menschenclasse so gewöhnlich unterhalten wird?

Gewiß! wir sind noch sehr gefällig, daß wir die Landleute noch als Menschen anerkennen. Vom vorgeblichen Mangel der Vernunft bis zum Vieh ist der Uebergang und Schluß sehr natürlich und leicht. Können wir dies ernsthaft denken, können wir geringere und schwächere so sehr herabsezen: so sind wir wahrlich so aufgeklärt nicht, so geben wir sehr schwache Beweise von unsrer höhern und ausschliessenden Cultur. Wir beweisen sehr einleuchtend, daß wir eben so wenig am Ziel stehen. Und wahrlich, wenn ich die ungeheure Anzahl schwacher, blödsinniger und kurzsichtiger Menschen selbst unter den höhern Ständen betrachte, so kann ich auf keine Art einsehen, warum ein gemeiner Mann, eben darum, weil er ein gemeiner Mann ist, unfähig seyn soll, gewisse Wahrheiten zu begreifen.

Der

Der Zweifler.

Daraus wollte ich vielmehr auf das Gegentheil deiner Behauptung schliessen. Wenn selbst höhere Stände bei allen Mitteln der Cultur noch nicht sind, was sie seyn könnten, oder seyn sollten: wie können wir erwarten, daß die unterste Menschenclasse bei allem Mangel von Hilfsmitteln, es diesen gleich thun werde? Eine Aufklärung von der Art, wie du solche verlangst, muß also wohl eine unmögliche Sache seyn?

Ich.

Ganz gewiß, wenn die Sachen in dem Stand bleiben, wie sie dermalen sind. Aber unpartheiisch zu urtheilen, was haben wir denn, wenn wir die Sache genau prüfen und untersuchen wollten, noch zur Stunde für die Aufklärung des einen sowohl als des andern Standes aus vollem Ernst. und mit anhaltendem Eifer gethan? und, um dies gehörig zu thun, sind wir selbst schon, was wir seyn sollten? sind wir so weit, daß wir allen Neid, Eigennuz und Gewohnheit gänzlich besiegt haben, daß es uns von ganzer Seele lieb und erwünscht wäre, wenn auch andere würden, was wir sind? glauben wir nicht noch immer durch eine höhere Aufklärung unsre Untergebenen zu verlieren? und wenn wir dies nicht sind, wenn wir für unsre Vortheile fürch-

ten und zittern, wenn wir selbst noch Schüler, oder beim Gegentheil zu sehr interessirte Lehrer sind, wie wollen wir uns wundern, daß andere nicht werden, was wir selbsten nicht sind, was wir im Grunde nicht wünschten, daß sie würden? Laß uns, die wir uns besser dünken, zuerst auf den Grad aufgeklärt seyn, daß wir weniger begehren, unter den übrigen Blinden die allein hellsehende zu seyn, um den grössern Hause als Knechte, als Werkzeuge unsrer Gelüsten vor uns hertreiben zu können. — Andere werden es auch seyn. Das Interesse und die Leidenschaften der Vornehmern halten den Verstand der niedrigern in Fesseln. Nur so viel sollen sie wissen, nicht weniger und nicht mehr, als sich mit diesen verträgt, oder noch besser, was diese befördert. Dazu kömmt, daß bei niedern der Umgang mit der Welt mit einemmal wieder einreißt, was die beste Erziehung gebaut hat. Dort ist es, wo wir alles im Gegensaz erfahren mit dem, was wir gelernet haben. Unsre Leidenschaften gerathen in Bewegung. Diese werfen ein ganz verschiedenes Licht auf die Sache; wir werden gewahr, wie wenig solche Lehren in der Anwendung den gehoften Vortheil bringen; wir sehen ein, oder glauben einzusehen, daß der Schein mehr als die Sache gewährt; wir werden gleichgülti-

ger gegen die Vorzüge des Geistes, die uns nur werth sind, in sofern sie Geld, Unterhalt, oder Ehre verschaffen, in sofern sie Mittel sind, um die Achtung oder den Beifall derer zu bewirken, von welchen wir hoffen oder fürchten. Diese sind sodann inkompetente, und sehr partheiische Richter. Ihre Beispiele, und noch mehr ihr so verführerischer Beifall und Tadel reißen uns dahin, und wir zweifeln, und handeln sodann, wie wir nicht sollten. Ein Stand bietet so zu sagen dem andern die Hand, um auf dieser Stuffe der Unsittlichkeit zu verweilen. Der Vortheil und die Leidenschaften der Großen, erhalten eine verhältnismässige Blindheit der untersten Classen; und die Blindheit der untern unterhält die Leidenschaften der höhern. Die vorgebliche Einfalt und Dummheit des gemeinen Mannes ist also solchem auf keine Art angebohren, sie ist gemacht und erworben. Sie ist eine Folge seiner Lage und Umstände, seines schwachen Interesse.

Der Zweifler.

Alle Versuche, den Landmann aufzuklären, waren zur Zeit noch fruchtlos. Der Grund muß also wohl in seiner natürlichen Unvermögenheit liegen? Es scheint also, daß aus den Menschen, und besonders aus dem gemeinen Manne nichts zu machen sey.

Ich.

"Dies ist, solang die Welt steht," sagt der Verfasser eines Buchs (Lienhard und Gertrud) das in seiner Art das einzige ist, und einen Schaz von Weisheit und Menschenkenntnis enthält: "dies ist, so lang "die Welt steht, das Wort gewesen, womit dumme "und schlaue Leute Hand in Hand einander geholfen, "den Bogen abzuspannen, wenn etwas gutes, das "man mit den Menschen machen wollte, nicht in ihren "Kram diente. — Und es ist kein Wort in der Welt, "womit man sicherer unter der Decke alles hindern, "und dem Menschen in allem, was er gutes thun soll"te, die Augen ausbohren kann, als dieses" Von welcher Art waren denn diese Versuche? wie anhaltend, oder vorübergehend? was kann dies helfen, wenn der Versuch und die Anstalten nur einseitig sind? wenn von der andern Seite die Hindernisse fortdauern, und aller Fortgang unendlich erschwert wird? Mit bloßen Schulen und Unterricht ist noch sehr wenig gethan. Der Landmann muß den nemlichen Weg zur Cultur gehen, wodurch andere dazu gelangen. Bedürfnisse, und grösserer Verkehr mit andern, diese wirken ungleich mehr. Diese sind die Quelle aller Cultur. Der Schul-

unterricht selbst ist die Folge einer schon vorhandenen Cultur. Die Cultur war eher, als die Schulen, diese können nur mitwirken und befördern. Wir haben sogar Beispiele, daß sie den Vorschritt des menschlichen Geistes mehr gehindert, als befördert haben. Die Erfahrung, diese gibt die Regeln; aber wo die Regeln vor der Erfahrung gehen, da werden sie nicht verstanden. Da ist alles blosses Wort- und Gedächtniswerk. Nichts gedacht, und noch weniger empfunden. Alle Begriffe sind erborgt, auf einen fremden Boden verpflanzt, wo sie nicht gedeihen können. Erst das Interesse, und dann erst kann der Unterricht gedeihen. Erst die Erfahrungen von Vortheil und Schaden, dann sondert jeder sich so viel zur Regel ab, als ihm für die Zukunft nöthig ist, um einen ähnlichen Vortheil zu geniessen, um einen ähnlichen Schaden zu vermeiden. Interesse klärt auf, und Mangel von Interesse macht dumm. Darinn gründet sich die Dummheit des Landvolks, sie ist also nichts weniger als angebohren.

Es war eine Zeit, und diese Zeit waren die ersten Tage der Welt. Da waren noch keine Lehrer, keine Groſse und Mächtige der Erde; alle Menschen ohne Ausnahm waren in dieser Zeit nicht die Helfte von

dem, was dermalen unsre Landleute sind — alle waren wild, unwissend und dumm. Und was sind sie nun? Nenne mir einen Gelehrten und Großen dieser Welt, der nicht ein entfernter Abkömmling dieser Wilden wäre? es muß also möglich seyn, daß sich diese Wildheit verliert? Nicht dies allein, — unser ganzer Mittelstand, was war er? Er hat sich aus eben dieser Classe, welcher wir den Gebrauch der Vernunft absprechen wollen, zu der gegenwärtigen Stuffe von Aufklärung erhoben. Wie viele große und fähige Köpfe, wie viele Erfinder sind selbst in unsern Tagen als Landleute gebohren worden? ich möchte sagen, beinahe alle Erfinder sind aus den niedern so verachteten Classen hervorgegangen. Es ist sehr wenig, was der Reiche oder der Edelmann entdeckt hat. Wer bevölkert und ergänzt den Abgang der Städte, als der Landmann? Wie bald entwickelt sich sodann sein Geist, sobald er mit den städtischen Bedürfnissen bekannt wird? wodurch entwickelt sich der Geist des Städters, des Handwerkers, des Kaufmanns, als durch häufigern Umgang und Gesellschaft; durch häufigere Bedürfnisse und Erfahrungen, durch Gelegenheit und Interesse? Warum erstrekt sich die Cultur der Hauptstadt auf die ihr nächst gelegene Dörfer? und warum vermindert sie sich in

sol-

solchen in dem Maas ihrer Entfernung bis zur viehischen Wildheit herab? wie sehr verändern einige Jahre des Soldatenlebens den rohesten Zögling des Landes? Diese Dummheit kann also unmöglich ein untrennbares Erbtheil des Landmannes seyn. Nur Gelegenheit, nur Bedürfnisse und Interesse herbei, nur den Druk, und die Hindernisse vermindert, und gewiß — man soll in kurzem über die Vorschritte des Landmannes erstaunen. Man verpflanze doch zur Probe das nächste beste Kind eines Vornehmen, den Sohn eines Königs, wenn man will, unter ganz gleiche Umstände mit den Bauern auf das Land, fern von allem Einfluß der Städte und des Hofs. Laßt uns sodann sehen, ob das edlere Blut diese Hindernisse besser und glücklicher entfernt.

Man verlange also keine unmögliche Dinge keine Wirkung ohne Ursache. Was um aller Welt willen kann und soll aus dem Mann werden, von dem man glaubt, und behauptet, daß er weder Anlage noch Ansprüche auf Vernunft habe? Welche wirksame Anstalten können da getroffen werden, sobald man von einem so schönen Vordersaz ausgeht? Was kann und soll aus dem Mann werden, an dessen Vervollkomm-

nung uns alle Mühe verlohren scheint? der geflissentlich in dem größten Aberglauben und Dummheit unterhalten wird, weil sich mit dieser Blindheit so manche unsrer Vortheile verbinden? dem jeder, der es mit ihm aufrichtig und gut meinet, unaufhörlich verdächtig gemacht wird? — Der Mann, der in den meisten Ländern von Europa noch zur Stunde weder lesen noch schreiben kann, der von allem bessern belehrenden Umgang ausgeschlossen und entfernt ist, nicht mehr Bedürfnisse fühlt, als ein Wilder, oder sein Vieh, im Druk und Verachtung lebt, und den Unterricht nur so weit erhält, als er dient, seine Abhängigkeit und Knechtschaft zu vermehren, der noch in vielen Ländern ohne Eigenthum; ohne allen freien Gebrauch seiner Kräfte, nur für andere, nicht für sich lebt, bei welchem aller Trieb zur Arbeitsamkeit und Verfeinerung erstikt wird, weil er nie für sich, und nur allzeit für andere hervorbringen kann: — wie kann ein solcher Mann, bei solchen Hindernissen seiner Cultur zu bessern und mehr geläuterten Begriffen gelangen? — Und doch können wir glauben, daß ihn die Vorsehung zu einer ewigen Blindheit verdammt habe? Wir zweifeln sogar an der Möglichkeit seiner Aufklärung, ehe wir dazu kräftige und zweckmässige Anstalten getroffen haben?

— Wir

— Wir, denen es leid thun würde, wenn diese Anstalten zu Stande kämen, wenn sie sichtbare Folgen hervorbrächten?

Der Zweifler.

Hindernisse genug, welche eine vollständige Aufklärung des gemeinen Manns unmöglich machen! oder sag, wie willst du solche entfernen?

Ich.

Dafür sorge dich nicht. Erinnere dich an die Zeiten der Feudalverfassung, von welcher ich oben sprach. Dort waren die Hindernisse noch allgemeiner, und doch hat sich unser Mittelstand zu dieser Größe und diesen Ansehen emporgearbeitet. Nicht diese allein, auch die Städte sind aus ihrem Nichts hervorgegangen; die Eifersucht der Höfe hat ihre Fesseln abgenommen, um durch ihre Mitwirkung den Stolz ihrer Vasallen zu unterdrücken. In einem Land, wo vordem so wenig Handel war, scheint nun die Kaufmannschaft alle übrige Stände an Reichthum, Macht und Cultur, zu übertreffen. — Alle diese Stände waren noch vor einigen Jahrhunderten nichts weiter, als Knechte und Leibeigene, welche nur für den Dienst ihrer Herren und

Eigenthümer gelebt haben. Nun sind sie sehr viel. Wie schwach und unbedeutend waren die Veranlassungen zu ihrer Freiheit und Größe? Es kann deren noch mehr geben, durch welche noch mehrere Menschen aus ihrer Nichtigkeit hervorgehen. Selbst der Soldatenstand kann dazu Mittel werden. Er verpflanzt nach Verlauf der Dienstzeit die städtliche Bedürfnisse, zu deren Kenntnis er die Gelegenheit gab, die Erfahrungen und Kenntnisse von Menschen, welche der Soldat auf seinen Feldzügen gesammelt, in seine Heimat auf das Land. Man glaube also ja nicht, daß es möglich sey, Menschen in einer ewigen Blindheit zu erhalten. Tausenden hat ihre Stunde noch nicht geschlagen, wo ihre Sonne aufgehen soll. Aber scheinen wird, und muß sie ihnen noch, so gewiß, als sie unsere Voreltern erleuchtet hat. Der Druk selbst bietet die Hände zu ihrer Aufklärung und Freiheit. Sehr oft streiten sich zwei Gegner, und ein dritter zieht den Vortheil davon. Wenn alles übrige fehlt, so vermehren sich doch die Menschen; je näher sie einander rücken, um so mehr muß sich die Industrie und das Interesse vermehren, um so mehr muß dadurch die Aufklärung gewinnen. Es kann noch die Zeit kommen, wo die niedrigere Volksclassen die höheren verbessern. Schon haben

hen wir die Beweise; das Aufblühen und Heranwachsen des Mittelstandes, und der Städte hat die Eigenmächtigkeit der adelichen Vasallen um ein nahmhaftes vermindert. Es muß noch mehr geschehen. Die in der Zwischenzeit aus ihrem Nichts hervorgegangene Stände werden durch andere nachkommende selbst weiter gedrukt werden; ein Stand wird wie eine Welle auf die andere druken, und sie vorwärts treiben; einer wird den andern nöthigen, weiter zu rücken, und nach mehr geläuterten Grundsätzen zu handeln, so bald sie gewahr werden, daß ihre vormalige Behandlungsart nicht mehr zureichen will, die Folgsamkeit ihrer Untergebenen zu erhalten. Dieß muß sodann die Willkühr vermindern, und die Maximen der Staatskünste so wie die Triebfedern der Regierung unendlich verfeinern. Dann wird die Gewalt immer weniger vermögen. Man wird einsehen, daß die Liebe ungleich mehr vermag, als die Furcht; daß alles Band der Regierung schwach sey, wo nicht wechselweise Vortheile den niedern und den höhern verbinden. Dann hat die Läuterung der Absichten beinahe ihre größte Lauterkeit erreicht.

Solche sonderbare und höchst einfache Wege schlägt die Natur ein, um zu ihren Zweck zu gelangen! Die Noth und das Bedürfnis sind sehr kräftige, jedem Menschen verständliche Lehrer. Wo ist die Macht, welche diesen widerstehen kann? wo ist der Unglaube, den die That selbst nicht besiegt? Wer dermal den Beweisgründen und Ansprüchen der Vernunft noch nicht Beifall geben, und darnach sein Betragen bestimmen will, der thue es immerhin. Manche noch fortdauernde Blindheit und Widersezlichkeit gegen die beste Gründe ist sogar nothwendig, um der Grund und die Vorbereitung zu den nöthigen Mittelaustritten zu werden. Aber ewig kann dies nicht dauern. Unsre Nachkommen werden die Folgen unsers und ihres Unglaubens anschaulich fühlen; sie werden durch die That selbst überführet werden; sie werden sich aus Noth und aus wahrem dringenden Bedürfnis zu allem entschliessen, was keine frühere Ueberzeugung ihrer durch das gegenwärtige zu sehr geblendeter Voreltern bewirken konnte; sie werden einsehen, daß die Natur Zeit zu verlieren scheint, um Zeit zu gewinnen.

Der Zweifler.

Wenn aber auch der gemeine Mann einer Aufklärung durchaus fähig wäre, würden wir ihm wohl einen

nen Dienst erweisen, wenn wir ihn über seine wahre Lage, über das, was er fordern kann, und nicht zu leiden hat, aufklären wollten?

Ich.

Wenn er durch uns wahrhaft aufgeklärt würde, so würde er auch durch diese Aufklärung lernen, daß sich jeder in seine Lage finden müße; daß die glänzende Rolle, welche jeder in der Welt spielt, nicht der Zweck sey, um welchen er sich zu bestreben hat; daß sein Blick mehr auf die Zukunft müße gerichtet seyn, auf die Eigenschaften, welche ihm dort nüzen, folglich auf die Vollkommenheit seines Geistes; daß diese durch die Ergebung in den Willen der Vorsicht, durch die Zufriedenheit mit seinem Stand, durch die freiwillige Verzicht auf Güter, welche er hier unmöglich erreichen kann, besser erfüllt werde, als durch sein fruchtloses Bestreben, aus der gegenwärtigen Lage herauszutretten, und es andern höhern gleich zu thun. Er würde seinen elenden Zustand als ein Mittel betrachten, sich diese Geistesvorzüge zu sammeln. Er würde also, wenn er ganz und wahrhaft aufgeklärt wäre, bei der elendesten Lage nicht minder zufrieden seyn, als ob er eine bessere hätte.

Der Zweifler.

Er würde also unthätig werden; er würde sich also niemalen bemühen, seine Lage zu verbessern?

Ich.

So lang er kraft seiner Aufklärung die Unmöglichkeit einsehen würde, würde er ganz gewiß an der Verbesserung seiner Lage nicht arbeiten, oder er müßte statt eines aufgeklärten Mannes ein Thor seyn. Er würde sich so betragen, wie wir, wenn wir vernünftig seyn wollen, uns bei unsrer Aufklärung betragen. Wir müssen uns eben so gut mit einer kleinern Stelle bescheiden, ob wir gleich einsehen, daß wir sie besser, als Tausend andere verdienen. Wir müssen eben so gut manchen Druck und Willkühr erfahren, und wir fügen uns in die Umstände. Nur ein Thor kann sich betrüben, daß ihn die Vorsicht auf keinen Thron erhoben hat. Aber der Weise sieht ein, daß er seine Bestimmung in jeder Lage des Lebens, in der lezten wie in der ersten, vollkommen erreichen kann.

Und dann ist die Rede hier nicht, was und wie viel durch unsre Anstalten geschehen kann. Die Frage war, ob eine allgemeine Aufklärung möglich sey, ob die Natur

tur wirklich darauf arbeite. Diese wird sodann machen, daß nichts vor seiner Zeit, und zur Unzeit geschehe; daß sich in der Mittelzeit alles dazu ordne, wie sie es nöthig hat, um ihre Wirkungen hervorzubringen. Und da scheint es oft, als ob wir manches zur Unzeit thäten, das eben darum im angemessensten Zeitpunkt geschieht, weil es in diesem Zeitpunkt geschieht Nichts in der Welt geschieht zur Unzeit, wenn wir nicht die nächste, sondern die lezten Folgen vor Augen haben. Tausend Dinge geschehen, um zu mislingen. Aber ohne dieses Mislingen würde mancher spätere glückliche Erfolg niemal möglich gewesen seyn. Was ein Theil der Welt ist, gehört zu dieser Welt; und in Rücksicht auf das ganze kann nichts mislingen; das Mislingen selbst ist der Erfolg, der in diesen Augenblick möglich war. In der Natur mislingt nichts. Nur Menschen kann etwas mislingen, weil sie ihre Absichten nicht allezeit erreichen, und diese erreichen sie nicht, weil sie einen von der Natur ganz verschiedenen Zweck zu ihrem ersten Gesichtspunkt machen. Sorge dich also nicht, daß unsre Aufklärung den gemeinen Mann beunruhigen, und seine Freuden entziehen werde. Die Aufklärung, von welcher ich spreche, ist so nahe noch nicht, als du glaubst. — Ich wundere mich sehr, daß dir ei-

ne allgemeine Aufklärung nicht auch noch vollends gefährlich scheint?

Der Zweifler.

Du kommst meinem Zweifel zuvor. Wirklich scheint sie mir dies.

Ich.

Sie muß also eine Afteraufklärung seyn? Wem, wenn ich bitten darf, und warum wäre sie gefährlich.

Der Zweifler.

Allen Menschen. Wer wollte arbeiten?

Ich.

Dein Aufgeklärter arbeitet also nicht? O! die herrliche Aufklärung! — Schaff zuerst den Hunger aus der Welt, dann wird alle Arbeit aufhören. Aber die Aufklärung, sie sey wahr oder falsch, nimmt den Hunger nicht aus der Welt. Der Trieb zur Arbeit wird also ebenfalls bleiben. Er wird sich vielmehr vermehren, weil sich das Interesse zur Arbeit in dem Maas vermehrt, als sich die Bedrückung, welche dem Arbeiter den Lohn seiner Arbeit entzieht, nach und nach vermindert.

Der Zweifler.

Es scheint doch, die Folgsamkeit müßte sich auf diesen Fall vermindern. Wer würde fernerhin gehorchen wollen? eine allgemeine Gährung und Verwirrung aller Rechte und Stände müßte ganz gewiß erfolgen.

Ich.

Wo der Einwurf immer derselbige bleibt, kann nie eine andere als dieselbige Antwort erfolgen. — Du möchtest also recht haben, wenn eine allgemeine Aufklärung so schnell zu Stande kommen könnte, als wir gegenwärtig davon sprechen. Freilich, wenn das morgen schon und auf einmal geschehen sollte, da würde ganz gewis die Verwirrung sonderbar werden. Da nun aber dies alles eine Sache ist, welche nie anders als nach und nach, und vermuthlich erst nach Jahrtausenden durch eine lange Reihe vieler auseinander entstehender Bedürfnisse geschehen kann; so ordnen sich in der Mittelzeit alle Dinge und Vorfälle auf eine Art, welche die wenigste Verwirrung nach sich zieht. Alles was nicht bleiben soll, stirbt unmerklich dahin; alles ist in der Mittelzeit so vorbereitet und gestimmt, daß es diese Abänderung von selbsten verlangt. Nichts wird geschehen, ehe die dazu vorbereitende Bedürfnisse

vor-

vorhanden sind; und wer diese nicht erwartet, sich nicht nach diesen richtet, arbeitet sicher ohne Erfolg. — Und am Ende, wem soll eine allgemeine Aufklärung schädlich seyn? eine Aufklärung, die, wenn sie wahrhaft seyn soll, jedem gibt, was ihm gebührt.

Der Zweifler.

Den Großen, den Mächtigen der Erde.

Ich.

Dem Despotismus, der Willkühr, dem Aberglauben, der Unwissenheit, den Leidenschaften, den Vorurtheilen, der Usurpation, dem Betrug — diesen wolltest du sagen. — Und da sehe ich wahrlich nicht ein, warum ein vernünftiger Mann, jeder, der nicht einer von diesen ist, wünschen soll, daß diese verewigt werden. Dieß ist eben der ärgste Kunstgriff der Bosheit, wodurch sie sich in ihrem alten Besiz zu erhalten sucht, daß sie die Vernunft, diese ungezweifelte Gabe des Himmels, den Großen der Erde verdächtig macht, daß sie solche in dem grundfalschen Wahn erhält, als ob durch eine allgemeine Verbreitung der Vernunft nächstens ihre Gewalt aufhören würde.

Der Zweifler.

Kannst du sagen, daß ein muthiges Pferd, wenn es seine Stärke kennen sollte, seinen Reuter so gutwillig tragen würde?

Ich.

Der Grund aller obersten Gewalt wären also Blind- und Dummheit des größeren Haufen, die Unterdrückung der Vernunft? Wir wüßten nun das Geheimnis, warum der größere Theil der Menschen zu dieser ewigen Finsternis verdammt ist? Alle sollen nie den Gebrauch ihres Gesichts erhalten, damit nur einige wenige sehen und herrschen? — Verächtlicher hat wohl niemand von der obersten Gewalt, so wie von der Würde und Bestimmung des Menschen gesprochen! schwankender und unzuverlässiger könnten unmöglich die Stützen seyn, auf welchen sich deinem Vorgeben nach alle Regierung der Menschen gründen sollte! — Nein! mein Freund! die gänzliche Aufhebung und Vernichtung der obersten Gewalt kann so wenig die Folge der allgemeinen Aufklärung seyn, als die Aufhebung der Posten. Mir scheint es vielmehr; die Vernunft, und ihre Wirkung, die Liebe, und Ueberzeugung von de Nothwendig, und Wohlthätigkeit einer Regierung

seyen

seyen Stützen eines Throns, wie keine mächtiger und zuverlässiger sind. Glaube mir, eine wahre Aufklärung hebt den Unterschied solcher Stände, die sich auf wahre Vortheile gründen, weniger auf, als diese Afteraufklärung unsrer Zeiten, kraft welcher jeder sich in einem zu hohen Licht betrachtet, sich ganz allein zum Zweck der Welt macht, und, unersättlich in seinen Forderungen, alles unter sich, und niedriger sieht. Wo wahre Aufklärung herrscht, da verlangt keiner mehr, als ihm gebührt; da ist wahre Schäzung des Verdienstes; der innere Werth des Menschen entscheidet alles, der Schein gilt nichts; da ist jeder im Stande, seine Kräfte mit der Stelle zu vergleichen, die er sucht; da kann man einsehen, daß seine Kräfte nicht zureichen; da muß man folglich diejenige weniger beneiden, welche die dazu erforderliche Fähigkeit haben; da sieht man sehr deutlich ein, wie viel jeder verlieren würde, wenn jeder an der ersten Stelle stehen wollte, wie sehr jeder seine Bestimmung erfüllet, nüzt, und nicht minder gros ist, wenn er an seinem Plaz, an der ihm angemessenen Stelle wirkt; wie nöthig es sey daß sich einige mit der allgemeinen Sorge beladen, welche unsren zerstreuten Kräften die gehörige Richtung gibt. Da also, wo wahre Aufklärung herrscht, be-

genügt

gnügt sich jeder mit seiner Lage, sie sey so unbedeutend als sie wolle, denn er hat sie selbst gewählet, er sieht ein, daß diese allein seinen Kräften und dauerhaften Vortheilen am angemessensten sey, daß er weniger Vortheil haben würde, wenn er solche gegen eine glänzendere Stelle vertauschen wollte. Wo man dieß nicht einsieht, wo noch jeder sich alles zutraut, und auf alles Ansprüche macht, da ist die Aufklärung nicht, wie ich sie verlange. Und diese allein kann schaden. Du kannst also versichert seyn: je mehr die Menschen ihre Vernunft ausbilden, um so mehr werden sie erfahren, wie nöthig es sey, daß sich ihre Kräfte nicht hindern, oder zerstören; daß es also eine Kraft geben müsse, welche sie aus ihrer Zerstreuung wie in einem einzigen Brennpunkt sammelt, und erst durch dieses sammeln die ihrem Zweck angemessene Richtung gibt; sie werden einsehen, daß die oberste Gewalt für alle, welche sie begleiten eine Last, und nur denen, welche gehorchen, eine Wohlthat sey.

Che tolto l'alloro e l'ostro
Suo é tutto il peso
che tutto il frutto e'nostro.

Sie werden sodann lieben, was sie vordem gehaßt haben. Niemal waren Haß oder Furcht dauerhafte Stützen des Throns. Aberglauben und Blindheit der Völker sind es eben so wenig; sie sind vielmehr Mittel, die Regierung selbst zu fesseln, den, der sich unabhängig machen will, dem Pöbel und jedem Volkswahn zu unterwerfen. O! die schöne Unabhängigkeit und Größe, wo der Fürst, um seine Gewalt und Einfluß aufrecht zu erhalten, den Heuchler machen, seine innerste Ueberzeugung verleugnen, und seine Vernunft dem untersten Pöbel gleich stellen muß *) — Nicht um den Thron, sondern vielmehr um ihre eigene Gewalt zu unterstützen, um Herren des Throns zu werden, wovon ein an-

*) C'est le commun peuple, esclave de la superstition, qui veut, que ses maitres en soient les esclaves. Dèsque vous avez souffert, que vos sujets soient aveuglés par le fanatisme, ils vous forcent, à paroître fanatique comme eux. Et si vous sécouez le joug, qu'ils portent, & qu'ils aiment, ils se soulevent. Vous avez cru, que plus les chaînes de la religion, qui doivent être douces, seroient pésantes, & dures, plus vos peuples seroient soumis. Vous vous etes trompé

anderer nur den Nahmen führen soll, um dieser Ursache willen erheben die Aposiel der Unwissenheit die Dummheit als die mächtigste Stüze der Regierung. Ich bedaure jeden Fürsten, der sich auf diese Art berathen läßt. Alles Bestreben, Völker in einer ewigen Nacht und Finsternis zu erhalten, ist durchaus fruchtlos und vergeblich. Die Geschichte aller Zeiten ist die offenbarsie Widerlegung eines solchen thörichten Vorhabens. Es mag einige Zeit gelingen, aber früher oder später muß die Vernunft in ihre Rechte tretten, und diesen Damm durchbrechen. Der Umsturz dessen, was sich darauf gründet, wird eine nothwendige Folge seyn. Dies ist, was die Gegner wollen, was sie vorhersehen, warum sie die Aufklärung als höchst gefährlich verschreien. Sie macht dem Reich der Finsternis und der Willkühr ein Ende; sie verhindert allen Misbrauch der Gewalt; sie gibt jedem Menschen seine ursprüngliche Rechte zurück; sie verlangt, daß jeder nach solchen behandelt werde.

pé. Ils se servent de ces chaines, pour vous gener sur le trone, ou pour vous en faire descendre.

VOLTAIRE Essai sur l'hist. gen. &c. T. I. Chap. 42.

Wenn es wahr ist, was die Patronen der Dummheit vorgeben, wenn die Aufklärung wahrhaft gefährlich ist: so war es sehr gefehlt, daß man sie so weit kommen und vorrücken lies; so ist die Vernunft selbst gefährlich; so ist sie kein allgemeines Gut, kein Vorrecht des Menschen; so haben wir kein Recht, unsre Kräfte zu entwickeln, uns selbsten zu vervollkommnen; so wird diejenige Regierung die vollkommenste, das Muster aller übrigen seyn, welche die Vernunft am kräftigsten unterdrückt; so ist der größte Theil der Menschen zu nichts weiter bestimmt, als eine Heerde Vieh zu seyn, welche ein anderer nach seiner Phantasie vor sich hertreibt, der selbst keine Aufklärung hat, weil er ausserdem nicht verlangen würde, der Gebieter und Anführer eines undenkenden Haufens zu seyn. — Welche abscheuliche Folgen! Möchten doch unsre Fürsten einmal aufhören, diesen verführerischen Geschwäz ihrer dabey interessirten Schmeichler, und unsichtbaren Führer fernerhin ihre Ohren zu leihen! Möchten sie sich doch aus der Geschichte aller Zeiten belehren, daß aller bisherige Druck den Vorschritt der Vernunft am kräftigsten befördert habe, daß die aufgeklärteste Völker die folgsamsten, so wie die unwissendsten Nationen die unbändigsten waren, die sich am meisten und am hartnäckig-

näckigsten allen gemeinnützigen Anstalten wiedersezt haben! Möchten sie doch einsehen, daß es keine Descartes oder Leibnize, sondern Clements und Ravaillacs waren, welche gute Fürsten ermordet haben. Allezeit hat die Leidenschaft, niemal, gar niemal die Vernunft sich empört, und verfolgt. Wo die Aufklärung allgemein ist, da wird der Fürst, wie sein Volck, nie mehr fordern, als jedem gebührt; und da wo die Forderungen von keiner Seite übertrieben werden, da verschwindet alle Ursache zur Empörung und Streit. Unruhig, unersättlich ist die Leidenschaft: ruhig und genügsam die Vernnnft.

Der Zweifler.

Es mag seyn, daß du Recht hast, aber wenige werden glauben, daß du Recht hast.

Ich.

Wenn's alle glaubten, wie könnte die Welt den Gang gehen, den sie noch zu gehen hat? Vernunft und Erfahrung sind auf meiner Seite, aber die Gewohnheit, so zu denken, samt den Leidenschaften und Interessen sind meiner Behauptung entgegen. Der Lauf der Zeit wird dereinst am besten entscheiden, wer am glücklichsten gerathen hat, auf wessen Seite das Recht oder

Un-

Unrecht ist. Ganz gegen die Gewohnheit aller Propheten verkündige ich nur gutes, und niemand will mir glauben? Der Schmerz und das Misvergnügen müssen also dem Menschen sehr lieb seyn? sie wollen durchaus gar keinen Werth haben. Den, der sich Mühe giebt, sie von ihrer Würde und höheren Bestimmung näher zu unterrichten, verlachen, oder verfolgen sie sogar. So sonderbar sind und handeln die Menschen! Beynahe sollte man ruffen: sie verdienen, was sie leiden. — Vielleicht ändert sich dies in der Folge. Ich habe noch nicht alles gesagt. Dieß war eine Geschichte ohne Jahrzahl und Nahme; die Geschichte von der Entstehung und Entwicklung unsrer Leidenschaften und Triebe. Nun sollen die Schauspieler auftretten und selbst spielen. Die Geschichte hat noch allezeit selbst die hartnäckigste Irrthümer besiegt. Möchte sie auch hier diesen Sieg erfechten, und den Menschen beweisen, daß der Mensch etwas grosses ist, daß alles gut ist, daß sich alles als unfehlbares Mittel zu seiner Vollkommenheit verhält.

Ende des ersten Gesprächs.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weishaupt, Adam

Geschichte der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes

Bd.: 1

Frankfurt ; Leipzig (1788)

H.g.hum. 240 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00011707-8